

SCHWEIZERDEUTSCH *beobachtet und hinterfragt das Sprachleben in der deutschen Schweiz. Im ersten Heft bildeten Schlagzeilen den Ausgangspunkt. Diesmal sind es Orte, die uns Anregungen gegeben haben.*

SCHWEIZERDEUTSCH begleitet Sie ...

an den «Tatort» einer Kommissarin aus Bern

Die Berner SchauspielerIn hat in der Rolle der Kommissarin Gabi Kunz in der «Tatort»-Folge «Der Gesang der Toten Dinge» mitgewirkt – und mit ihrem Rollen-Hochdeutsch einen Sturm der Enttäuschung ausgelöst. Manuela Guntern von der Universität Freiburg nimmt den Fall zum Anlass, Merkmale und Akzeptanz des gesprochenen Schweizerhochdeutschen zu untersuchen.

zu den Orts- und Flurnamen im Kanton Zug

Beat Dittli hat mit den 6 Bänden «Zuger Ortsnamen» seinem kleinen Kanton ein grosses Geschenk gemacht. Ein Meisterstück der Namenforschung und ihrer Vermittlung.

zu Mundartrappern zwischen Basel und Chur

«Gleis zwei», «Murder by Dialect», «Sektion Kuchikäschtli» sind Namen der Gruppen, denen Stephan Frech die Exempel für seine Analyse verdankt.

an die Jahresversammlung des VSD in Olten

Der Verein Schweizerdeutsch, Herausgeber dieser Zeitschrift, lädt zu seinem «Jahresbott» in Olten. Die Geschäfte sind eingerahmt von einer Lesung des Schriftstellers Tim Krohn und einer Führung durch Olten Altstadt.

mit Tim Krohn zum Vrenelis Gärtli

Sieglinde Geisel hat Tim Krohn auf einer langen Wanderung zu seinem Vrenelis Gärtli begleitet und mit ihm über das Besondere in diesem Werk gesprochen.

auf «monopati» durch den Peloponnes

Die Wortgeschichte von eugen euel erzählt diesmal von schmalen und steinigen Pfaden in Griechenland.

Proben aufs Exempel Zu dieser Zeitschrift

Ruedi Schwarzenbach, Redaktor

Liebe Leserinnen und Leser

Herausgeber der Zeitschrift **SCHWEIZERDEUTSCH** ist der *Verein Schweizerdeutsch VSD*. Er hat den Zweck, «*die Kenntnis, die Pflege, das Ansehen und den Gebrauch der schweizerdeutschen Dialekte zu fördern sowie ein zeitgemäßes Mundartverständnis im Rahmen der Diglossie-situation (Zweisprachigkeit: Standardsprache und Mundarten) zu stärken*». So die Statuten von 1991.

SCHWEIZERDEUTSCH löst die bisherigen Mitteilungsblätter des VSD ab, die seit 1948 unter verschiedenen Titeln und in wechselnder Form erschienen sind. Nun hat der Vorstand entschieden, der Zeitschrift einen weiteren Horizont, ein neues Konzept und ein neues Gesicht zu geben.

Wie gut Konzepte sind, kann nur die Umsetzung zeigen. Wir haben uns daher entschlossen, zuerst drei Proben aufs Exempel zu machen, und legen hier das zweite Heft vor. Es greift Themen und Formen des ersten auf und baut sie weiter: Das Konzept nimmt Konturen an.

Den inhaltlichen Rahmen gibt das Sprachleben der deutschen Schweiz in seiner Vielfalt und Spannweite. Aktuelle Fragen lösen grundsätzlichere Beiträge aus. So im ersten Heft die provokative Forderung einer Nationalfondsstudie, Englisch als fünfte Landessprache anzuerkennen. Wir haben sie zum Anlass genommen, auf das neue schweizerische Sprachengesetz als sprachpolitische Grundlage einzugehen und die Einflüsse des Englischen auf den umgangssprachlichen Wortschatz zu beobachten.

Im vorliegenden zweiten Heft gibt der Wirbel um ein sprachliches Rollenspiel in einer «Tatort»-Folge Gelegenheit, Form und Geltung des gesprochenen Schweizerhochdeutschen zu beleuchten.

Die bildungspolitische Auseinandersetzung über die

Bedeutung der Mundart im Kindergarten wiederum führt zur Frage nach Stellung und Geltung der Dialekte als Umgangssprache in der deutschen Schweiz.

Die schweizerdeutschen Dialekte sind im Zuge der gesellschaftlichen Entwicklung und im Rahmen der heutigen Lebensweise mehr denn je einem Sprachwandel ausgesetzt, in dem Altes und Neues, Eigenes und Anderes, Kontinuität und Anpassung vielfältig durcheinander wirken. Erika Hösсли's Buch «Äs Äali. Lexikon der absterbenden Wörter», im ersten Heft besprochen, geht solchen Fragen von ganz nah und von innen her nach.

Schweizerdeutsch ist nicht nur Umgangssprache, es ist auch Buchsprache. Seit ihren Anfängen sind die Mitteilungsblätter des VSD ein Forum für die schweizerdeutsche Mundartliteratur in ihren traditionellen und experimentellen Formen. Dazu gehören in diesem Heft die Auseinandersetzung von Stephan Frech mit dem Mundart_Rap und die Begegnung mit Tim Krohn, dessen Sprache aus der Spannung von Glarnerdeutsch und Hochdeutsch lebt.

SCHWEIZERDEUTSCH führt die engen Beziehungen des VSD zur Dialektologie an den Hochschulen und zu den Redaktionen der Wörter- und Namenbücher weiter. Die Präsentation der «Zuger Ortsnamen» in diesem Heft ist ein Beispiel dafür. Regelmässig wird auch das «Schweizerische Idiotikon», das «Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache», zu Gast sein. In der nächsten Nummer bespricht Alfred Egli die neusten Lieferungen.

SCHWEIZERDEUTSCH soll auch ein Forum seiner Leserinnen und Leser sein. Schreiben Sie uns, stellen Sie Fragen für den Briefkasten, schicken Sie uns Beiträge. Wir sind auch am Vorbereiten einer Webseite, welche die Zeitschrift aktualisieren und ergänzen wird.

Der «Tatort»-Fall Sabine Timoteo

Wie schweizerisch darf des Deutschschweizers Hochdeutsch klingen?

Manuela Guntern

Der Gastauftritt der Berner Schauspielerin Sabine Timoteo im Münchner Tatort «Gesang der Toten Dinge» hat in der Presse einen richtiggehenden Proteststurm ausgelöst. Grund für die heftige Kritik war das Hochdeutsch der Schweizer Kommissarin Gabi Kunz, in deren Rolle Timoteo zu sehen war. Sabine Timoteo wurde im Tages-Anzeiger vorgeworfen, dass sie ihre Rolle «in einem solch haarsträubend übertriebenen «Buure-Tütsch» (also Hochdeutsch mit Schweizer Akzent) gesprochen habe, «dass sich hiesige «Tatort»-Fans gehörig auf die Füsse getreten fühl[t]en» (Tagesanzeiger.ch/Newsnetz, erstellt: 31.03.1009, 17:47). Doch die Kritik reicht noch weiter, wenn der Figur der Gabi Kunz in einem anderen Artikel des Tages-Anzeigers ein Akzent unterstellt wird «den in den 1970er-Jahren nicht einmal Emil hinkriegte» und bei dem sich der Fernsehzuschauer fragen müsse «ob jemand mit IQ über 50 überhaupt so reden kann» (Tages-Anzeiger, erstellt: 31.03.2009, 07:23). Schliesslich wird dem von Timoteo gesprochenen Schweizerhochdeutsch gar jeder Realitätsbezug abgesprochen, wenn es heisst: «Timoteo verkörpert die Rolle mit Hilfe eines noch nie gehörten schweizerdeutschen Akzents: eine überdrehte und tölpelhaft klingende Phantasiesprache. Vielleicht ist es Parodie.» (NZZ am Sonntag, 5. April 2009)

Solche Vorwürfe werfen die Frage auf, ob die Standardsprache von Gabi Kunz tatsächlich so unrealistisch und übertrieben war, wie die Presse es darstellt. Zwar findet sich diese Meinung auch in den Kommentar-Spalten von Tagesanzeiger.ch/Newsnetz (Stichtag 19. Mai 2009), in denen ein knappes Viertel der 195 Kommentare die Standardsprache von Gabi Kunz ebenfalls als unnatürlich oder übertrieben rügt, doch immerhin ein Achtel der Statements behauptet, dass es sich dabei um Hochdeutsch handle, wie es die Schweizer eben sprechen würden. Gerne wird hier auch der Vergleich zu bestimmten Politikern gezogen. Am Tatort-Fall Timoteo scheint sich eine alte Streitfrage neu entzündet zu haben, die Frage nämlich, wie schweizerisch das Hochdeutsch der Deutschschweizer klingen darf oder soll. Nicht von ungefähr lösen immer wieder Akteure vor Kamera oder Mikrophon, die eine grosse öffentliche Aufmerksamkeit geniessen, solche Diskussionen aus. In der Broschüre «Sprechen am Mikrophon bei Schweizer Radio DRS» findet sich hierzu Folgendes:

An der Frage, wie schweizerisch oder wie deutsch diese Aussprache [der Standardsprache] sein soll, erhitzten sich die Gemüter des Publikums, seit es in der Schweiz das Radio gibt. In Hörerbriefen wettern die einen gegen ein «teutonisches Deutsch» und andere beklagen, dass «die Leute am Radio kein korrektes Deutsch mehr» sprechen würden. (S.35)

Der aktuelle Fall bietet ein Beispiel von Schweizerhochdeutsch, das sich jenseits oder zumindest sehr nahe bei der Grenze einer für Schweizer akzeptablen Form von Hochdeutsch bewegt. Im Folgenden möchte ich die Standardsprache von Gabi Kunz etwas genauer betrachten und fragen, was daran zu einem «Zuviel» an Schweizerischem geführt hat.



Sabine Timoteo als Kommissarin Gabi Kunz im «Gesang der Toten Dinge». BILD: Bavaria Film.

Das Hochdeutsch von Gabi Kunz

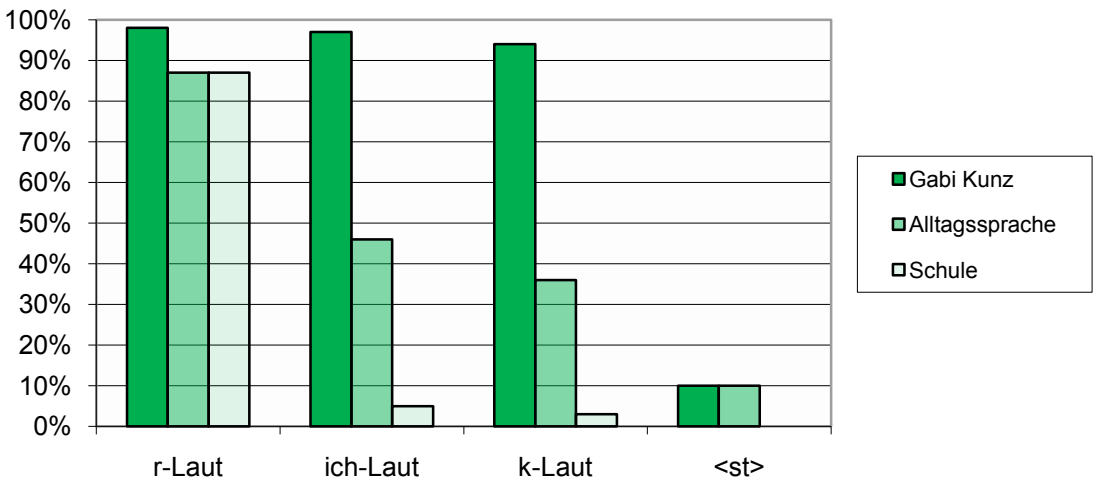
Soll gesprochene Standardsprache danach beurteilt werden, ob es sich um eine angemessene oder zu schweizerische Form derselben handelt, stellt sich zunächst einmal die Frage, wie in der deutschsprachigen Schweiz tatsächlich Hochdeutsch gesprochen wird. Hierzu existieren zahlreiche Untersuchungen, aus denen hervorgeht, dass es beim gesprochenen Schweizerhochdeutsch einerseits zwischen den verschiedenen Sprechern erhebliche Unterschiede gibt und andererseits auch das Hochdeutsch eines einzelnen Sprechers nicht immer genau gleich aussieht. Es existiert also nicht «das» Schweizerhochdeutsch, sondern man findet verschiedene Varianten des Hochdeutschen in der Schweiz. Dennoch lassen sich Merkmale aufzählen, die für das gesprochene Schweizerhochdeutsch typisch sind, auch wenn diese nicht von allen Sprechern und in demselben Ausmass verwendet werden. Für den Umstand, dass ein Deutschschweizer Sprecher bereits nach wenigen Sätzen Hochdeutsch als Schweizer erkannt werden kann, sind vor allem Besonderheiten in der Aussprache sowie der Prosodie, also der Sprachmelodie,

verantwortlich. Beim Hochdeutsch von Gabi Kunz werde ich die Aussprache von einzelnen Lauten betrachten.

Eine typisch schweizerische Aussprache ist natürlich nicht per se typisch schweizerisch, sondern nur im Kontrast zu der Aussprache, wie man sie z.B. in weiten Teilen von Deutschland findet. Bei der Betrachtung der Standardsprache von Gabi Kunz habe ich deshalb konkret danach gefragt, wie oft ausgewählte Laute von der Duden-Aussprachenorm, die hier als Massstab für normgerechte Standardsprache in Deutschland gelten soll, in Richtung schweizerische Laute abweichen. Folgende prototypisch schweizerische Laute, an denen man den Sprechern ihre Herkunft besonders gut anhört, habe ich untersucht:

- den **r-Laut**, der in der Deutschschweiz typischerweise als Konsonant gesprochen wird, wobei ihn die Sprecher je nach Region mit der Zungenspitze oder weiter hinten im Gaumen (Zäpfchen-r) produzieren. Gemäss Ausspracheduden dagegen soll der r-Laut in bestimmten Positionen als Vokal, der einem a-ähnlichen Laut entspricht, gesprochen werden.

Schweizerische Varianten



- den **ich-Laut**, der als ach-Laut gesprochen wird, bei dem das Reibegeräusch weiter hinten im Gaumen produziert wird, was zu einem stärkeren Kratzgeräusch führt.
- den **k-Laut**, der mit einem Reibegeräusch gesprochen wird, was im deutschländischen Deutsch nicht der Fall ist. Typisch schweizerisch wäre z.B. Kchüche statt Küche.
- die **Buchstabenkombination <st> und <sp>**, die im Wortinnern typisch schweizerisch als <scht> und <schp> gesprochen wird, gemäss Ausspracheduden dagegen als <st> und <sp> gelautet werden müsste; typisch schweizerisch wäre hier also *Tescht* statt *Test*.

Der r-Laut, der ich-Laut sowie der k-Laut werden von Timoteo nahezu durchgängig in der typisch schweizerischen Variante gesprochen. Lediglich die Buchstabenkombination <scht> wird mit 10% auf den ersten Blick eher selten verwendet. Untersuchungen haben allerdings gezeigt, dass <scht> in der Alltagssprache zwar auftaucht, aber von vielen Sprechern gar nie verwendet wird, einige Sprecher benutzen die schweizerische Form manchmal, aber niemand gebraucht sie durchgängig. In Untersuchungen zur schulischen Situationen kommt <scht> gar nicht vor. Tatsächlich handelt es sich beim Schweizerhochdeutschen, das Sabine Timoteo im Tatort spricht, um eine sehr stark schweizerisch gefärbte Version der Standardsprache. Ein solches Hochdeutsch kann zwar in der Realität gefunden werden, es dürfte allerdings äusserst selten vorkommen. Natürlich ist Sabine Timoteo als Schauspielerin durchaus in der Lage, ein teutonisches Hochdeutsch zu sprechen. In einem Interview-Ausschnitt zum Film «Ein Freund von mir», der sich als Bonusmaterial auf der entsprechenden DVD findet, verwendet sie bei den vier betrachteten Lauten nie die schweizerische Variante. Bemerkenswert ist zudem, dass Timoteo im Interview den r-Laut, wo er nicht als Vokal gesprochen werden kann, z.B. an Wortanfängen, als Zäpfchen-r, in ihrer Rolle als Gabi Kunz dagegen als Zungenspitzen-r spricht.

Schlechtes Hochdeutsch?

Die Kritik am Hochdeutschen der Schweizer Tatort-Kommissarin Gabi Kunz mag also durchaus mit den vier Konsonanten r-Laut, ich-Laut, k-Laut und der Buchstabenkombination <st> zu tun haben. Werden diese überdurchschnittlich oft in einer schweizerischen Variante gesprochen, kann das Mass des Akzeptierten überschritten werden. Ab welchem Punkt dieses Mass allerdings erreicht ist, lässt sich dagegen wohl kaum genau bestimmen. Sogar beim «Tatort»-Fall mit Timoteo hielten manche Zuschauer das Hochdeutsch von Gabi Kunz trotz stark schweizerischer Färbung immer noch für realitätsnah und dadurch für akzeptabel. Die Vorstellungen, wie schweizerisch Hochdeutsch tönen darf, gehen offensichtlich stark auseinander.

Obwohl sich die Deutschschweizer Sprecher des Umstands, dass ihr Hochdeutsch anders tönt als die Standardsprache wie sie z.B. in Deutschland gesprochen wird, durchaus bewusst sind, wird das typisch Schweizerische am Schweizerhochdeutsch oft als minderwertig oder gar als fehlerhaft beurteilt. In der Wissenschaft geht man seit längerem davon aus, dass die Standardsprache in verschiedenen national oder regional geprägten Ausprägungen gesprochen wird. Diese Varianten tönen in Deutschland, Österreich und der Schweiz zwar jeweils anders, gelten aber als absolut gleichwertig. Unter den Deutschschweizer Sprechern ist die Vorstellung von einer schweizerischen Form der Standardsprache, die sich von der deutschländischen zwar unterscheidet, dieser aber nicht unterlegen ist, allerdings wenig verbreitet. Die heftigen Reaktionen auf Timoteo lassen sich also durchaus damit erklären, dass das sehr schweizerische Hochdeutsch als «fehlerhaftes» Hochdeutsch aufgefasst wird und zu Kritik führt.

Das Sprachbewusstsein der Deutschschweizer

Die Vorstellung, dass Schweizerhochdeutsch schlechteres Hochdeutsch sei als Hochdeutsch, wie es in weiten Teilen Deutschlands gesprochen wird, dürfte sicherlich ein wichtiger Grund für die Empörung über Sabine Timoteo gewesen sein, möglicher-

Aus Fanpost an Sabine Timoteo

www.timoteo.de Offizielle Fanpage

Liebe Frau Timoteo

Ich fand den Tatort und Ihre Rolle einfach genial! Habe mich schon lange nicht mehr so bei einem Fernsehkrimi amüsiert! Dass hinterher Kritik über den Dialekt kommen würde, war klar, nördlich von Bayern tun sich da halt viele schwer.

Ich finde es sehr schade, dass die Schweizer anscheinend nicht etwas mehr über sich selbst lachen können! Ich mag die Schweizer sehr, wir sind dort oft im Urlaub, haben einige Bekannte dort und mein Mann hat 2 Jahre in Zürich gearbeitet. Meiner Meinung nach kam Ihre Rolle sehr gut hin! Natürlich kann man nicht sagen »der Schweizer ist so“, aber schließlich war es eine Karikatur!

Auch ich bin ziemlich fassungslos, dass ein Münchner Tatort, der glücklicherweise wieder einmal meinen Erwartung gerecht wurde, scheinbar überwiegend negative Kritiken zu bekommen scheint. Dass Sie, als besonderer Glanzpunkt des Filmes, sogar in der Schweiz derart angegriffen werden, macht mich schon etwas fertig. Aber anscheinend fühlen sich viele Schweizer durch eine Frau, die sympathisch, witzig und attraktiv ist, nicht korrekt repräsentiert.

Literatur

Helen Christen / Manuela Guntern / Ingrid Hove / Marina Petkova (i. Ersch.): Hochdeutsch in aller Munde. Eine empirische Untersuchung zur gesprochenen Standardsprache in der Deutschschweiz. Stuttgart.

Werner Geiger u.a.: Sprechen am Mikrofon bei Schweizer Radio DRS. Hünenberg 2006.
Ingrid Hove: Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen 2002.

Filmmaterial

Tatort: «Gesang der toten Dinge» (BR). Erstausstrahlung 29.03.2009 im Ersten.
«Sabine Timoteo uncut». Interview (Bonusmaterial) auf der DVD «Ein Freund von mir». X Verleih. 2007.

Synchronisierte Fassung in Hochdeutsch von «Achtung Fertig Charlie!». Zodiac Pictures. 2005.

weise verbirgt sich dahinter aber noch eine weitere, etwas komplexere Ursache.

Beim Schweizerhochdeutschen handelt es sich nicht um ein statisches Gebilde, sondern um eine sehr variable Sprachform und es ist anzunehmen, dass Deutschschweizer ihr Hochdeutsch bei verschiedenen Sprechern und in verschiedenen Situationen anders wahrnehmen und auch beurteilen. Ein Schweizer Politiker, der im Parlament eine Rede hält, ein Tagesschausprecher, der die Nachrichten liest, ein Polier, der seinem Maurer, der nur stark gebrochenes Hochdeutsch beherrscht, Anweisungen gibt, oder eine junge Kommissarin, die in München mit ihren deutschen Kollegen plaudert, werden bezüglich ihrer Standardsprache vermutlich verschieden wahrgenommen und der Anspruch auf ein eher schweizerisches oder ein eher teutonisches Hochdeutsch dürfte von Fall zu Fall anders ausfallen. Dieses Bewusstsein für verschiedene Situationen und Gesprächspartner, die auf die Verwendung der Standardsprache einwirken, könnte auch bei der Beurteilung von Timoteos Hochdeutsch eine Rolle gespielt haben. Hätte sie nicht die Figur einer jungen gebildeten Kommissarin gespielt, die in Deutschland mit deutschen Kollegen Hochdeutsch spricht, wären die Reaktionen möglicherweise weniger heftig ausgefallen. Im Vergleich zu Gabi Kunz hat die Figur des Korporals Weiss in der auf Hochdeutsch synchronisierten Version des Schweizer-Films «Achtung Fertig Charlie» sehr viel weniger Aufsehen erregt, obschon sein Schweizerhochdeutsch durchaus mit demjenigen von Gabi Kunz vergleichbar ist. Den vokalischesprechenden r-Laut realisiert der Korporal zu 98% als konsonantisches Zungenspitzen-r, den ich-Laut zu 92% als ach-Laut und den k-Laut spricht er zu 96% mit z.T. sehr ausgeprägtem Kratzgeräusch. Lediglich die Buchstabenkombination <st> kommt dem Korporal niemals als <sch> über die Lippen. Anscheinend wird ein stark schweizerisches Hochdeutsch bei der Rolle eines Schweizer Armeeangehörigen als weniger störend empfunden. Ebenfalls zu erwähnen ist, dass die Rekruten in der RS-Komödie im Gegensatz zu den älteren Armeeangehörigen ein sehr viel teutonischeres Hochdeutsch verwenden.

Möglicherweise ist die Kritik an Timoteo also auch dem Sprachbewusstsein der Schweizer zuzurechnen, da nicht alle Sprecher in allen Situationen mit allen Adressaten dasselbe Hochdeutsch sprechen. Die im Titel gestellte Frage müsste also zu «Wie schweizerisch darf des Schweizlers Hochdeutsch von wem wann wo und gegenüber wem klingen?» erweitert werden. Befriedigende Antworten stehen noch aus.



Schwand, Gemeinde Menzingen. Links mit der grossen Linde der Schwandgutsch. Bild: rs

Beat Dittli

ZUGER ORTSNAMEN

Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug

Ruedi Schwarzenbach

DIE NAMEN

Rund 12 000 heutige und ehemalige Namen von Siedlungen, Wäldern, Fluren und Gewässern sind in diesem Lexikon erfasst. Über 120 ortsansässige Gewährsleute hat Beat Dittli selber befragt, dazu sind über 29 000 Belege aus historischen Quellen eingearbeitet. Eine Arbeit, bei der die elektronische Datenverarbeitung die alten Zettelkästen ablöste. 6 Bände sind im Abschlussjahr 2007 erschienen: 5 Textbände mit je 500 grossformatigen Druckseiten und ein Kartenband mit 5 topographischen Kartenblättern im Massstabe 1 : 10 000.

LOKALISIERUNG

Ortsnamen sind an die Landschaft gebunden, sie meinen genau ein bestimmtes Gehöft, ein bestimmtes Wäldchen, einen bestimmten Weiler und keinen andern. Darum sollen die Namen nicht nur vom Alphabet, sondern auch von der Landschaft her zugänglich sein, konkret von Landkarten im Massstab 1 : 10 000. Diese hat eine Vermessungsingenieurin in Zusammenarbeit mit swisstopo und dem kantonalen Vermessungsamt entwickelt und mit der elektronischen Datenbank des Projekts verknüpft.

DEUTUNG

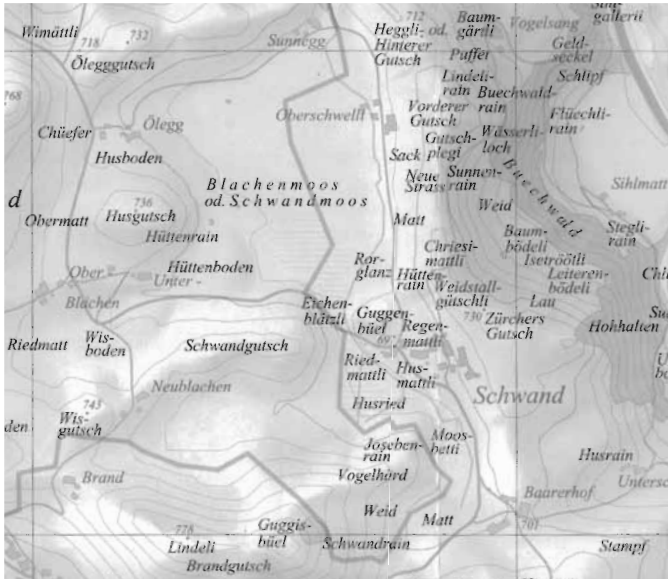
«Zuger Ortsnamen» richtet sich an ein breites Zielpublikum von Fachleuten und Nicht-Fachleuten. Es will durch Hinweise auf historische, kunsthistorische, archäologische und naturwissenschaftliche Gegebenheiten und die entsprechende Literatur dem Benutzer Zugänge zur Landeskunde des Kantons Zug öffnen. Die alphabetisch geordneten Artikel zu den Namen erklären die Teile des Namens und diesen selbst, die gebräuchlichen und die abgegangenen Formen und ihre Herkunft, beschreiben die Örtlichkeit mit ihren Besonderheiten und treffen eine Auswahl von bezeichnenden historischen Belegen.

GESCHICHTEN

Ortsnamen sind nicht nur Gegenstand von Sprach-, Sach-, Gesellschafts-, Wirtschafts- und Territorialgeschichte, sie sind in vielfältigster Art auch mit «Geschichten» verknüpft: An wen erinnern der *Badjöggel*, das *Paulisloch* oder das *Hüenerheini*? Und welche Geschichten verbergen sich hinter dem *Chilchliboden*, dem *Franzosenloch* oder dem *Zwätschgenrank*?

«Dass in den namenkundlichen Explorationsgesprächen tiefe und oft berührende Einblicke in die Biografien und Lebenswelten der Gewährspersonen möglich waren, machte ihre besondere Qualität aus - von den vielen Litern Most und Kaffee (mit den landesüblichen Zusätzen) ganz zu schweigen.»

ZUGER ORTSNAMEN



Ausschnitt aus der Karte 3, Gemeinden Menzingen und Neuheim

IN DEN WANDERRUCKSACK passen die Bände mit den Namenartikeln von A–Z entschieden nicht, wohl aber die Landkarten, die das Swisstopo-Kartenbild auf den Massstab 1 : 10 000 vergrössern und die Zahl der eingetragenen Namen vervielfachen.

Im Planquadrat 227/688 beispielsweise stehen auf der Landeskarte 1 : 25 000 fünf Namen, auf der Namenbuchkarte fast deren 50, wobei die Siedlungsnamen rot, die Flur- und Waldnamen schwarz und die Gewässernamen blau eingetragen sind.

Wie eng die Siedlungs- und Flurnamen an die Landschaft mit ihren Merkmalen gebunden sind, zeigt sich an Motiven und Namenteilern wie von selbst:

Hügel: *Sunnegg, Schwandgutsch, Guggenbüel, Weidstallgütschli, Gutschplegi, Vordere Gutsch, Heggli- oder Hintere Gutsch,*

Abhang: *Hüttenrain, Josebenrain, Sunnenrain, Steglirain, Schattenrain, Schlipf, Hohalten, Husrain*

Ried: *Blachenmoos, Schwandmoos, Riedmattli, Husried, Moosbetti, Rorglanz*

LOKALISIERUNG

In den Wintermonaten der Jahre 1986 bis 1988 erhob Beat Dittli in sogenannter Feldarbeit die aktuellen, heute gebräuchlichen Zuger Orts- und Flurnamen mit einer systematischen Befragung. In Gesprächen mit über 120 ortsansässigen, meist älteren Männern und Frauen, die mit der betreffenden Umgebung besonders vertraut waren, wurden die Namen, ihre genaue mundartliche Lautung und ihre Verwendung im Satz protokolliert.

An einem Beispiel: In der Gemeinde Neuheim (Kartenausschnitt) befragte Dittli 8 Gewährsleute, in Menzingen deren 28, alles Männer mit Geburtsjahren zwischen 1901 und 1948. Einer von ihnen, vielleicht von der *Blachen*, vom *Hintertann*, aus dem *Schwand*, wusste, dass der Hof *Sunnegg* [i dər sunek] nördlich des *Blachenmoos* in den 1930er Jahren von der *Ölegg* abgetrennt und neu benannt worden war. Zu den fixen Daten im Aufnahmeprotokoll gehören auch die Koordinaten des Hofes. Sie sind oft zur Unterscheidung wichtig, weil es auch in Unterägeri, in Baar und in Risch eine *Sunnegg* gibt.

ZUGER ORTSNAMEN

«Problemstellung und Sprache orientieren sich an der wissenschaftlichen Namenkunde, doch sollen auch Nicht-Fachleute die Texte mit einem Minimum an Hilfsmitteln verstehen können.»

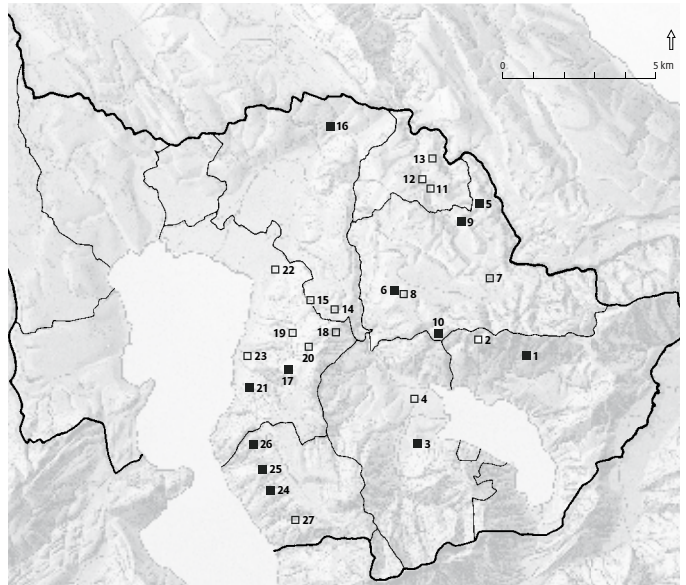
DEUTUNG

Gutsch-, Gütsch-

Schwzdt. Gutsch, Gütsch m. «kleine Anhöhe von rundlicher Form, Hügel», auch «Gipfel, Felskopf, Felsvorsprung», Plural Gütschen, diminutivisch Gütschli. Die gängige Etymologie (Lehnwort aus romanisch *kukutsjo, dieses zu spätlateinisch cucutium «Haube, Kapuze») ist nicht unbestritten.

Gutsch und Gütsch wird in den Zuger Mundarten noch appellativisch verwendet, besonders im Berggebiet. Als Appellativum ist das Wort in Zuger Quellen seit dem späten 15. Jh. bezeugt, Namenbelege setzen vereinzelt in der zweiten Hälfte des 17. Jh., besonders aber im 18. Jh. ein. Die Namen mit Gutsch, Gütsch bezeichnen in der Regel Wiesland, in wenigen Fällen (wieder) bewaldete Anhöhen.

Beat Dittli, Zuger Ortsnamen. Lexikon der Siedlungs-, Flur- und Gewässernamen im Kanton Zug. Lokalisierung, Deutung, Geschichten. 5 Bände und ein Kartenband. Zug 2007. ISBN 978-3-85548-058-6. Fr. 189.-
Kartenset: ISBN 978-3-85548-059-3. Fr. 59.-



Die *Schwand*-Namen im Kanton Zug. Band 4, Seite 266.

EINE NAMENGEOGRAPHISCHE KARTE zeigt das Vorkommen von *Schwand*-Namen im Kanton Zug. Die ausgefüllten Symbole zeigen heutige *Schwand*-Namen, die leeren abgegangene. Das Namenwort *Schwand* bedeutet «Kahlschlag in einem Wald, gerodete Stelle», sekundär auch «abfallender Teil einer Liegenschaft, Abhang», und ist in einem ausführlichen Lexikonartikel besprochen. Die Karte der *Schwand*-Namen zeigt, dass das Vorkommen auf eine schmale Zone begrenzt ist, die sich vom Zugersee Richtung Nordosten erstreckt. Auch am Gottschalkenberg fehlen sie. «Topographische, quellenkundliche und historische Überlegungen lassen den Schluss zu, dass *Schwanden*, *Schwand* der zugerische Rodungstypus des 11./12. Jahrhunderts ist» (Band 4, Seite 267): Ein schönes Beispiel für die wirtschafts- und siedlungsgeschichtlichen Perspektiven dieses souveränen Werks, das durch treffliche Kapitel zur Geographie und Geschichte des Kantons eingeleitet wird.

«Die zahlreichen Stunden akribischen Schaffens, die unzählbaren Schritte in der Zuger Landschaft und die unzähligen Gespräche, die geführt wurden, lassen sich angesichts der reichen Fülle an gesammelten Daten nur erahnen.»

ZUGER ORTSNAMEN

Regierungsrat Patrick Cotti, Zug

GESCHICHTEN

Die «Geschichten» – Anekdoten und all das, was die Gewährsleute zu den Namen hinzu erzählten – findet man in den «Textkästen», zusammen mit sachkundlichen und historischen Erläuterungen und Nachweisen. Das folgende Beispiel findet sich unter «Bär-» (Band 1, Seite 157).

Braunbären im Ägerital

Der Braunbär (*Ursus arctos*), neben dem Wolf einer der grossen Beutegreifer, gehörte im Gebiet der Schweiz während Jahrtausenden zur einheimischen Tierwelt. Prähistorische Bärenknochen und -zähne wurden im heutigen Kanton Zug in archäologischen Ausgrabungen etwa in Zug-Vorstadt, in Hünenberg-Chämleten (beide jungsteinzeitlich, um 3000 v.Chr.) oder in Zug-Sumpf (spätbronzezeitlich, um 1000 v.Chr.) gefunden.

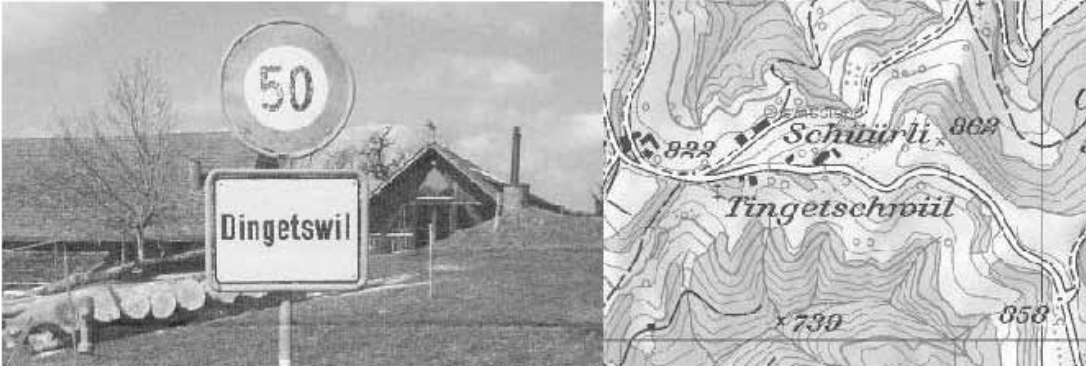
[...]

Auch im Kanton Zug, besonders im Hürital südlich von Unterägeri, sind Bären bzw. Bärenjagden bis in die Neuzeit hinein überliefert. 1450/60 erwähnte ein Zeuge, der zur Grenze zwischen Ägeri und Schwyz im Hürital befragt wurde, ein «bæren gericht», eine Bärenfalle, die «ettlich von Wil Egre geholffen machen ... zwüschent dem Spitz und dem Hüribach, in der Schœnalp»; er berichtete auch, dass «by sinen zitten ... ettlich von Switz und von Egrÿ und von Walchwil einen bæren gevangen habint in der rinderpla[n]g an der richte [= Falle]» und dafür von Schwyz eine Belohnung von 20 Pfund erhalten hätten. 1518 erwähnte ein «bÿ den 70 jaren allt[er]» Zeuge, dass vor etwa vierzig Jahren «die von Egri einen beren imm Hürrental gfangen» hätten.

Als 1716 im Land Schwyz «Ein Wilder, schädlicher Bär» gejagt wurde, forderte man Zug brieflich auf, «Zu abhal-

túng dises Unthiers» die Grenzen zu überwachen; Ägerer Jäger meldeten allerdings, dass der Bär sich «widerúmben gegen Einsidlen» verzogen habe. Auch 1776 soll im Ägerital ein Bär gesichtet worden sein, und 1784 wurde im Ägerer Gemeinderat protokolliert, dass «nú seit Einiger Zeit in únser gmeind Ein Bäär sich Verspühren lassen und Zimmlichen schaden theils schon Zúgefüört, theils aber noch zúführen könte». Der Rat ordnete u. a. an, dass «mit der grossen gloggen gestúrt [= Sturm geläutet] werden» solle, falls der Bär wiederum gesichtet werde; je vier Jäger aus Ober- und aus Unterägeri sollten dann «wächs[el]weis solches thier Verfolgen». Am ehemaligen Rathaus von Oberägeri sollen noch im späten 18. Jh. Felle von Bären, Luchsen und Wölfen angenagelt gewesen sein.

Ein letzter Hinweis auf einen Bären im Ägerital stammt vom Sommer 1881: Das «Zuger Volksblatt» berichtete damals, dass «am Roßberg auf der Schwyzenseite ein Raubthier, der Spur nach ein Bär, Schafe und einen Jährling angegriffen und getödtet» habe. Auch auf dem Zugerapli sei ein Rind getötet worden, und Schwyzener Jäger hätten den Sennen berichtet, «daß sie einen Bären auf die Zugerseite gejagt hätten». Ob es sich tatsächlich um einen Bären handelte, ist unsicher: Das «Raubtier» liess sich – wie schon jenes von 1784 – im Folgenden nämlich nicht mehr blicken.



Dingetswil oder Tingetschwil? Ortstafel und Landeskarte 1 : 25 000. BILD: GISpunkt HSR

Thurgau hält an Mundart-Ortsnamen fest

titelt TOP ONLINE in einer Meldung vom 7. August 2009 und schreibt:

Die Kantonsregierung will Orts- und Flurnamen im Rahmen der Vermessung weiterhin «mundartnah» festsetzen. Sie will aber künftig der breit geäusserten Kritik mehr Rechnung tragen.

Die Regierung hält fest, dass die Umbenennungen zwar mittlerweile nicht mehr vom Bund vorgeschrieben seien. Der Thurgau habe die früher geforderte Schreibweise aber bereits so konsequent umgesetzt, dass nur noch 500 der 10 000 Flurnamen noch nicht rechtskräftig festgesetzt seien. «Ein Kurswechsel im jetzigen Zeitpunkt wäre nicht zu rechtfertigen», schreibt die Regierung.

Im Rahmen der amtlichen Vermessung hat sich der Thurgau an eine 1938 vom Bundesrat erlassene Vorschrift gehalten, wonach Orts- und Flurnamen von geringer, lokaler Bedeutung in Anlehnung an die ortsübliche Aussprache geschrieben werden sollten.

NAMENSTREIT IM THURGAU

Ruedi Schwarzenbach

«Namenproblematik in Thurgauer Gemeinden»

«Geschichte Schreibweise Orts- und Lokalnamen»

Unter diesen Titeln sind im «GISpunkt HSR», einer Online-Publikation der Hochschule Rapperswil, zwei hilfreiche Dokumentationen erschienen, die anschaulich in dieses sprachliche Seilziehen zwischen Regierung und Bevölkerung einführen.

Demonstriert wird die Namenproblematik im Kanton Thurgau an Beispielen aus den Gemeinden Zihlschlacht-Sitterdorf und Sirnach, darunter den Namen

- Degenau *Tägenau*
- Dietenmoos *Dietemos, Dietemoos*
- Gloten *Gloote*
- Hohlenstein *Holestaa*
- Leutswil *Lütschwil, Lütschwil*
- Sonnenberg *Sunebärg*

Ausgelöst wurde die aktuelle Kontroverse durch die 2008 erlassene Verordnung des Bundes über die geographischen Namen (GeoNV), deren Grundsätze auf der folgenden Seite aufgeführt sind.

Sie löst die Weisung von 1948 über die Schreibung der Orts- und Lokalnamen auf den Landeskarten ab, nicht im Sinne von neuen Grundsätzen und durchgehenden Änderungen, sondern nach der Maxime, die Schreibweise von Orts- und Lokalnamen dürfe nur verändert werden, falls ein öffentliches Interesse geltend gemacht werden könne. Die Schreibung soll einfach und leicht lesbar sein und die eingebürgerten und allgemein akzeptierten Formen sollen unverändert bleiben.

«Geografische Namen und ihre Schreibweise dürfen nur aus öffentlichem Interesse geändert werden.» GeoNV 2008

VERORDNUNG ÜBER DIE GEOGRAFISCHEN NAMEN (GeoNV) vom 21. Mai 2008.

Zweck

Geografische Namen sollen im amtlichen Verkehr sowie in allen amtlichen Informationsträgern einheitlich verwendet werden.

Grundsätze

1. Geografische Namen sind einfach schreib- und lesbar und werden allgemein akzeptiert.
2. Sie werden, soweit möglich und sinnvoll, in Anlehnung an die Standardsprache (Schriftsprache) der Sprachregion formuliert.
3. Geografische Namen und ihre Schreibweise dürfen nur aus öffentlichem Interesse geändert werden.

Aus den Vollzugsregelungen

Das **Bundesamt für Landestopografie erlässt Regeln** für die geografischen Namen, insbesondere Regelungen für die Sprachregionen.

Der **Kanton** setzt eine **Nomenklaturkommission** ein. Die Nomenklaturkommission ist Fachstelle des Kantons für die geografischen Namen der amtlichen Vermessung. Sie überprüft die Namen beim Erheben und Nachführen auf ihre sprachliche Richtigkeit und Übereinstimmung mit den Vollzugsregelungen nach Artikel 6.

Dazu auch: Thurgauer Namenbuch. Frauenfeld 2003, Band 1, Seite 39 ff.

Die Dokumentation «**Geschichte Schreibweise Orts- und Lokalnamen**» der Hochschule Rapperswil sieht Konflikte zwischen drei Ansprüchen an die geographischen Namen.

- Geographische Namen haben eine «pragmatische Funktion im Sinne von Geoinformationen». Namen sollen «adresstauglich», das heisst verständlich und eindeutig sein.
- Es gibt ein amtliches Interesse an der «Stabilisierung» der Namen. Wenn in der Gemeinde Wald ein Weiler in der Siegfriedkarte *Ried*, in der Landeskarte bis 1970 *Riet*, seither wieder *Ried* und im Übersichtsplan der Gemeinde wiederum *Riet* heisst, dann führt dies auf dem Grundbuchamt und in der Einwohnerkontrolle zu Unsicherheit und unnötigen Rückfragen.
- Es bestehe ein «sekundäres Interesse der Namenforscher, Historiker und Sprachwissenschaftler» an den Schreibungen der geographischen Namen. Für sie ist von Belang, ob die Schreibung *Glote* wirklich einen Kurzvokal meint oder eine Länge. Die mundartnähere Schreibung *Gloote* dagegen ist klar.

Zwei Faktoren fehlen in dieser Analyse:

Zum einen das Beharrungsvermögen der Namen, das sich aus ihrer Einmaligkeit ergibt. Ein Name ist nicht ein beliebig verwendbares Wort mit seiner Bedeutung (ein Appellativ), sondern ein Wort, das als Name einen Ort – und nur diesen Ort – meint, und zwar so lange, als man etwas von ihm wissen will.

Zum andern fehlt die starke Bindung der Bevölkerung an die Namen, die sie kennt, braucht und in ihre «Welt» aufgenommen hat. Er mag noch so schriftdeutsch oder noch so mundartlich geschrieben sein: So, wie sie ihn kennen und brauchen gelernt habe, so soll er bleiben. Wie der *Pfannenstiel* am Zürichsee, für den sich die Schreibung *Pfannenstil* der Landeskarte nicht durchgesetzt hat. Dieses Beharrungsvermögen der Namen und die Bindung ihrer Träger an die überlieferte Schreibung sind es, die zu Kontroversen führen, wie die Zeitungen sie jetzt aus dem Thurgau melden.

*«Rapper haben etwas zu sagen, und sie wollen es sagen
Und sie wollen gehört werden. Deshalb rappen sie nicht
englisch, sondern in ihrer Muttersprache.»*

Stephan Frech

«Murder by Dialect» – Ein Bekenntnis zur «Muetersprach»

*Ich rappe züri-slang – warum? – well ich in züri häng
will ich nöd in new york, sondern in züri bang
... ich bin en züri-fan, sit ich daa geboore bin
zäme mit de jungs im untergrund verschwoore bin
ich dänk wie-n-ich red, ich red wie-n-ich dänk
verwänd mini sprach, wenn ich wörter zäme hänk*

Gleis Zwei: Muetersprach

«Muetersprach» – so heißt der Song der Zürcher Rapper «Gleis Zwei» – ist eine Hommage mit kritischen Untertönen an Zürich, an den Zürcher Stadt-Dialekt, den Slang, wie ihn die Jungen sprechen und verstehen. Und er zeigt exemplarisch, wie wichtig die Sprache im Rap ist und deshalb auch immer wieder thematisiert wird. Die Rap-Sprache in der Deutschschweiz ist der Dialekt, der sich gegen das Englische durchsetzen musste.

Die Anfänge des Dialekt-Rap sind in Basel zu suchen. *Das isch e Basler Rap, drum loos' zue und sig schtill ...* 1991 erschien «Murder by Dialect», ein Zeitdokument der Basler P27 und Black Tigers, das als literarisches Zeugnis den damals aktuellen Diskurs über Hip-Hop, DJs, Breakdance und die Graffitis der Sprayer widerspiegelt:

*D'Polizei will mi schtoppe, dass schaffe die nie
Wenn die mi schtresse wänn, hänn sie nur drmit mieh
Dir saget ych vrschmier' alles und sig e Vandal
Doch y vrzier' nur Betonwänd, wo gruusig sin und kahl
Ych trag' nur zur Vrschönerig vom Schtadtbild bi
Graffiti isch e Kunscht, Kunscht isch alles für mi*

P27: Murder by Dialect

Ein provozierendes Bekenntnis zur Kunst einer städtischen Subkultur? Oder eher ein Aufruf zum Widerstand gegen den Staat? Aber hat nicht Boris Vian schon 1954 mit seinem Chanson «Le déserteur» mit Gewalt provoziert? Gegen die Gewalt geschrieben, die vom Staat ausgeht? Und wer erinnert sich nicht an Franz Hohlers Vian-Nachdichtung «Der Dienschtverweigerer»,

«Der Rap lebt nicht nur von Inhalten, er ist reich an Sprachwitz, Wortspielen, neuartigen Reimen, Sprachrhythmen oder Klangfarben, wie sie die Deutschschweizer Dialekte großzügig den Rappern anbieten.»

der 1983 einen TV-Skandal auslöste, weil Hohler den Text aktualisierte und sich in die Politik einmischte? – Der Titel «Murder by Dialect» ist eine konzeptuelle Metapher, in der literarisch der Gangsta-Rap sicher anklingt, die sich aber auch als anarchisches Bild für die Kraft des Baseldeutschen lesen lässt.

In «Murder by Dialect» stehen neben baseldeutschen Strophen noch immer englische Verse: *Bam! Rhymin' like a shotgun | Think critical, act political!* – aggressiv, reflektierend und politisch aufrüttelnd. Rapper haben etwas zu sagen, und sie wollen es sagen. Und sie wollen gehört werden. Deshalb rappen sie nicht englisch, sondern in ihrer Muttersprache *ich länk dini gedanke, du bruuchsch kei übersetzig* – (Gleis Zwei). Aber 1991 ist Dialekt noch etwas Neues für die Szene, die sich am amerikanischen Vorbild orientiert. Dialekt-Rap als Tabu-Bruch?

*Du findisch Baseldütsche Rap nid guet
Doch du muesch zuegäh, ych ha wenigstents Muet
Ych bi dr erschti Typ wo uff Baseldütsch rappt
Das isch e erschte Vrsuech, drum isches noni perfägtt*

P27: Murder by Dialect

Ja, vielleicht ein Tabu-Bruch – wie ihn am Anfang der deutschen Sprache schon Notker und Otfrid von Weissenburg gewagt haben. Auch sie rechtfertigen sich dafür, dass sie nicht in der üblichen lateinischen Schreibsprache schreiben, sondern in die Sprache übersetzen, die das Volk spricht. Ebenso steht der Dialekt-Rap für einen neuen Ansatz einer Mundart-Dichtung, die Metrik, Reim und Rhetorik für sich entdeckt und deren Regeln adaptiert. Rap ist rhyth-

misierte Sprache: Sprechgesang. Oft in schwindelerregender Geschwindigkeit vorgetragen, zwingen die Musiker ihr Publikum, akribisch genau auf den Text zu achten, um Wortspiele: *He Berthold kännsch Dus erbrecht | Yo Max bisch frisch, malsch diini Tüür matt* (paar@ohrä: Was mer chönd) und Allusionen («Quadratur des Greises»; Bund 18. 1. 2003) herauszuhören.

Alliterationen wie *Basel – Bulleschtress – Bürgerwehr* (P27: Pure Dialäkt – Baselmix) – strukturieren die Verse und formen als verbales Beatbox-Element den Track. Neben dem strengen Endreim stehen gleichwertig – *rappt : perfägtt* – kühne Assonanzen und unreine Reime, die sich als korrekt entpuppen, wenn man sie in der richtigen umgangssprachlich-dialektalen Lautung liest. Scheinbar losgelöst vom gewohnten Literatur-Betrieb und einer gehobenen Dichtersprache reimen und dichten junge Leute in einem Szene-Jargon, dessen Vielfältigkeit sie virtuos auszuloten verstehen:

*In den Auge vo dr Polizei bin ych kriminell
Zue dene sag' ych nur eins: Go to hell!
Löhd mi in Rueh und schtööret mi nid
Wenn ych am Bahnhof schpray,
sunnscht fänd' ych das shit.*

P27: Murder by Dialect

Anglizismen aus dem Black-English, Slang, Szene-sprache der Secondos und Dialekt vermischen sich und bilden ein ungeahntes Reservoir mit frischen Ausdrucksmöglichkeiten und unverbrauchten Reimen, die oft nur in einem bestimmten Dialekt als Reime gebraucht werden können:

«Ebenso steht der Dialekt-Rap für einen neuen Ansatz einer Mundart-Dichtung, die Metrik, Reim und Rhetorik für sich entdeckt und deren Regeln adaptiert. Rap ist rhythmisierte Sprache: Sprechgesang.»

*im aafang hän sie's nur am wuchenänd inezooge
im guete glaube, s'sig jo kai gführliche drooge*

Black Tiger: Friener

Der Länge von baslerisch *zooge* entspricht in der Zürcher Mundart ein kurzer Vokal *zoge*; dieser Reim ist in Zürich so nicht möglich. Einen besonderen Züri-Slang fanden *paar@ohrä* dagegen in den Filmen von Kurt Früh, deren inzwischen antiquierte Dialektsprache zur Inspirationsquelle für «Lügner» alias Sascha Rossier wurde.

Dennoch rappen die Musiker nicht, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist: Denn Rap ist Literatursprache. Poesie. Geformte Sprache, welche die gesprochene, oft grobe Umgangssprache der Jugendlichen imitiert. Der Rap nimmt Stilelemente der Gassensprache auf, aber sie werden dichterisch verarbeitet und rhetorisch aufgehübscht. Wem wäre nicht der Chiasmus in den einleitenden Versen aufgefallen: *ich dänk wie-n-ich red, ich red wie-n-ich dänk* (Gleis Zwei: Muetersprach)? Zufall? Vielleicht, aber sicher nicht der Euphemismus in den folgenden Versen der Bündner «Sektion Kuchikäschtli», worin man wieder erkennen kann, dass Sprachkritik oft Thema in Rap-Texten ist.

I waiss nid, wia ma däm sait.

Viillicht Schönfärberai, wemma mit Sicherheit Kontrolla über Ölfelder maint.

Doch Euphemisma machen Politik, i channs jeda Tag läsa;

Töteti Unschuldigi haisse Kollateralschäda.

Sektion Kuchikäschtli: Lag vur Welt

Der Dialekt bedeutet aber auch eine Beschränkung in der Verstehbarkeit auf ein regionales Publikum, auf den Herkunftsort im engeren, die Deutschschweiz im weiteren Kreis. Gleichzeitig sehen sich die Rapper als Teil einer globalen Hip-Hop-Szene, die globales Denken und lokale Probleme «glokal» zusammenbringen: *global sind oisi beats, lokal sind eusi theme, en report us de stadt* (Gleis Zwei: Muetersprach). «Global» heißt auch die Hymne der Globalisierungsgegner des Berner Rappers Greis, den die NZZ (28. 2. 08) als «politisches Gewissen der Schweizer Popkultur» bezeichnet hat. In den «Ferdinand»-Tracks thematisiert Greis sensible Episoden aus der jüngeren Schweizer Geschichte wie die Schweizer Spanienkämpfer. Sein Engagement gegen Fremdenhass wurde 2008 vom Anne-Frank-Fonds mit dem Förderpreis gegen Rassismus gewürdigt. «Ich habe noch nie einen Berner so schnell reden gehört», meint Ruth Bietenhard im Tages-Anzeiger (27. 10. 2006) über Greis und fügt an: «Das interessiert mich enorm ... Offenbar hören sie [die Rapper] die Sprache als Musik.» Greis alias Grégoire Vuilleumier, der auch französisch rappt, steht mit seinen politischen Texten neben Stress, dem erfolgreichsten Rapper der Schweiz, dessen «Beef» (verbaler Streit zwischen Rappern) mit einem abgewählten Politiker unlängst sogar von der renommierten «New York Times» aufgenommen wurde.

Zu nennen wären an dieser Stelle noch viele weitere Rapper wie Baze, Bligg, Big Zis, Wurzel 5, Chlyklass oder auch Raphael Urweider, der als Musiker mit LDeeP und als Slamer aufgetreten ist. Viele

«Dabei ist der Rap längst ein Sprachrohr für die Jugendlichen weltweit geworden, worin sie politische oder gesellschaftliche Probleme aufgreifen.»

seiner Gedichte aus «Alle deine Namen» (DuMont 2008) zeichnen sich durch einen Rhythmus aus, in dem Rap nachklingt.

Rap wird immer noch als oberflächlich oder vulgär verkannt. Dabei ist er längst ein Sprachrohr für die Jugendlichen weltweit geworden, worin sie politische oder gesellschaftliche Probleme aufgreifen wie den Irak-Krieg, Drogen-Missbrauch, Jugendgewalt oder Verführung durch Psycho-Sekten. Hörenswert und entlarvend ist «Dr Falschi» von «Sektion Kuchikäschtli» über Uriella und ihren Orden «Fiat Lux». Mit seinen kritischen Texten tritt Rap in die Fußstapfen von Brecht-Liedern oder von Protest-Songs aus den 60ern und findet so ein Publikum, das sich nicht nur durch Klamotten und Partys definiert, sondern auch intellektuelle und moralische Erwartungen an die Rapper stellt. Andere Rap-Texte sind witzig-ironisch und parodieren kabarettistisch beispielsweise Partner-Vermittlungsshows aus dem Fernsehen. Eine gelungene Parodie bietet die «Sektion Kuchikäschtli» mit «Swissdate». Doch der Rap lebt nicht nur von Inhalten, er ist reich an Sprachwitz, Wortspielen, neuartigen Reimen, Sprachrhythmen oder Klangfarben, wie sie die Deutschschweizer Dialekte großzügig den Rappern anbieten.

*In Basel, dört bin ych daheim
D' Hip Hop Szene isch dört nid glai
Es wimmlet dört vo Schprayer und Rapper
Breakdancer, DJs und Tagger
Unseri Hip Hop Szene isch im cho
Und sie wird sich nid uffhalte loh
Hip Hop, Boom, isch alles für mi
Basel, dä Rap isch für Di!*

Basel, dä Rap isch für Di! (P27: Murder by Dialect)

Musik und Texte zu «Murder by Dialect» und «Pure Dialäkt» unter:
www.skelt.ch.

Zu Sprache und Stil im Rap: Stephan Frech, Style und Stil. Oder die Quintessenz der Rap-Rhetorik, in: Vestnik 555, Moskau 2008, S. 156–166.

«Trotz der Herbstsonne fühlt man sich in der kargen Landschaft verloren. Diese Gegend vertrage kein überflüssiges Wort, meint Tim Krohn; karg und träf müsse die Sprache sein, sonst passe es nicht hierher.»

Bei den Seelenen

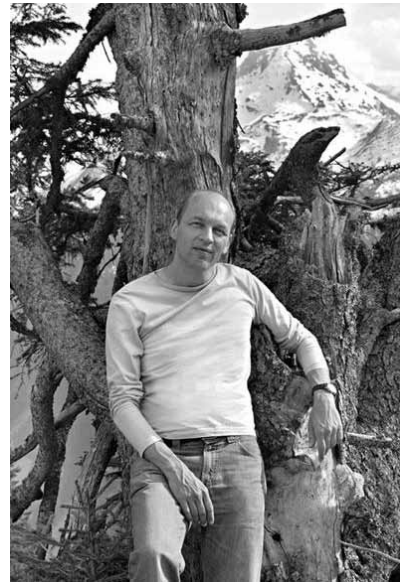
Eine Wanderung mit Tim Krohn in den Glarner Alpen

Sieglinde Geisel

Tim Krohn besucht die Schauplätze seiner Romane erst, wenn der Text geschrieben ist. Auf der Wanderung zu den Fessis-Seeli, dem Refugium von Vreneli in «Vrenelis Gärtli», erzählt Tim Krohn vom Entstehen seines Romans, von den Tücken literarischer Behauptungen und der Suche nach einer Sprache zwischen Dialekt und Hochdeutsch.

Wir haben es bequemer als das Vreneli, das die Berge im Roman so oft «fädig» hoch- und runtersaust, denn für die ersten tausend Höhenmeter nimmt man heute das Aegustenbähnli. Tim Krohn und ich wollen die Fessis-Seeli besuchen. Auf meiner Landkarte heisst es wundersam mehrdeutig «Bei den Seelenen» – die Buchstaben spannen sich über drei, vier kleine blaue Tupfen. Einige Stunden werden wir bis zum Plateau oberhalb der Fessis-Alp brauchen, wo das Vreneli bei seinen Seeli hirnete und bädelete.

Viele Leser von «Quatemberkinder» hätten ihn gefragt, wie die Geschichte mit dem Melk und dem Vreneli ausgehe, erzählt Tim Krohn, während wir uns auf den Weg machen, und eigentlich habe er diesem Roman nur einen würdigen Schluss hinzufügen wollen. Doch Melks Geschichte war abgeschlossen. Um zu erzählen, was sich nach dem Brand von Glarus begab, musste er das Vreneli ins Zentrum stellen. «Im ersten Roman war das Vreneli nur eine Ahnung und als Figur noch kaum entwickelt.» Nun sollte ihre Geschichte erzählt werden – was viel schwieriger gewesen sei, als er gedacht habe.



Tim Krohn auf Alp Fessis Bild: Jonas Knecht

Sieglinde Geisel ist freie Kulturjournalistin und Autorin. «Irrfahrer und Weltenbummler» heisst ihr 2008 erschienenes Buch über das Reisen und wie es uns verändert. Den Bericht über die Wanderung mit Tim Krohn schrieb sie für die Neue Zürcher Zeitung vom 7.11.2007.

«Die Leser fühlen sich in dieser Mischung zwischen Hochdeutsch und Dialekt geborgen»

Landschaft von abweisender Schönheit

«Wenn es um Quatemberkinder geht, ist alles möglich, da muss man keine Zeitachsen und räumlichen Distanzen beachten.» So habe er in «Quatemberkinder» ganz sorglos Behauptungen zum Vreneli aufgestellt – jetzt musste er sie einlösen. Fährt in «Quatemberkinder» das Vreneli beispielsweise nach Schaffhausen, musste nun dafür ein Grund erfunden werden. So blieb kaum noch Spielraum, den Roman über Sagenmotive zu steuern. Auch die Schauplätze übrigens waren pure Behauptung: «In einer Sage war ich auf die Fessis-Alp gestossen, wo Vreneli aufwächst. Die Seeli habe ich auf der Karte gefunden.» Eine Recherche vor Ort hätte ihm nur noch mehr Einschränkungen eingebracht, daher orientierte er sich beim Schreiben an der Landkarte und einem Wanderbuch.

Wir begegnen keinem Menschen, nur in der Luft schwirrt ein Segelflugzeug. Die stotzigen Glarner Alpen haben nichts Liebliches; es ist eine raue, abweisende Schönheit, auf deren Boden unheimliche Sagen gedeihen. Trotz der Herbstsonne fühlt man sich in der kargen Landschaft verloren. Diese Gegend vertrage kein überflüssiges Wort, meint Tim Krohn; karg und träf müsse die Sprache sein, sonst passe es nicht hierher.

Ein Heimatroman sei «Vrenelis Gärtli» nur in sprachlicher Hinsicht. «Die Leser fühlen sich in dieser Mischung zwischen Hochdeutsch und Dialekt geborgen. Es erinnert sie an ihre Kindheit, an den Erstklässler, der zwar weiss, dass es Hochdeutsch gibt, aber noch nicht begreift, dass Hoch- und Schweizerdeutsch zwei getrennte Sprachformen sind.» In jedem Satz habe er ein Dutzend Entscheidungen gefällt, den Text immer wieder umgeschrie-

ben, als würde er ihn durch verschiedene Siebe rieseln lassen, bis schliesslich jene Leichtigkeit da war, die er im Ohr hatte.

Ein Roman ist ein fragiles Gewebe. Jede Figur sei ein ganzer Kosmos, mit Abgründen, in denen man sich als Autor verlieren könne. Man müsse beim Schreiben ein gemeinsames Licht für die Figuren finden, eine Ordnung, ein Thema. Es soll ja mehr Sinn ergeben als im wirklichen Leben – «das ist doch der Witz bei dem Buch», meint Tim Krohn mit sanfter Ironie. «Quatemberkinder» hatte er seinerzeit in nur drei Monaten geschrieben. Auch «Vrenelis Gärtli» wollte er in drei Monaten schreiben, nicht zuletzt aus Trotz, weil er es so viele Jahre vor sich hergeschoben hatte. Der Gewaltakt endete mit einer Notfall-Einlieferung ins Spital. Es hatte schlimm ausgesehen, und es dauerte eine Weile, bis er wieder vollkommen gesund war. Die Ärzte hatten keine genaue Diagnose gestellt: Allergien, Überarbeitung, ein Zusammenbruch. «Das geschah, als ich das Vreneli in einer frühen Fassung einen sehr dummen, hässlichen Tod hätte sterben lassen müssen, aus dem ich keinen Ausweg fand», so erklärt sich Tim Krohn seine Erkrankung – eine Parallele, die in der Literaturgeschichte gar nicht so selten vorkommt.

Ausgerechnet dieses unbändige, wilde, eigensinnige Vreneli entwickelt eine groteske Obsession mit der Ordnung. Sie will ihr Leben nach dem Haushaltsbuch einrichten, und sie will an eine Ordnung glauben, nach der sie sterben muss, wenn sie Mutter wird – so wie auch ihre Mutter Mariili und deren Mutter gestorben waren, nachdem sie Mütter geworden waren. «Sie wird sich selber fremd», so nennt es Tim Krohn. Wir sitzen auf Steinen in der Wiese, essen unsere Brote und unterhalten uns über

*«Es höhlelet, es ist kalt. Aber es geht nicht anders.
Das Vreneli muss da durch, bis es erkennt, dass
das mit der Ordnung ein Irrtum ist.»*

diese Passagen, die mir beim Lesen etwas konstruiert und ausgedacht vorgekommen waren. Auch er liebe diesen Teil des Buches nicht so sehr wie andere Partien, antwortet Tim Krohn. «Es höhlelet, es ist kalt. Aber es geht nicht anders. Das Vreneli muss da durch, bis es erkennt, dass das mit der Ordnung ein Irrtum ist.» Tim Krohn, der am Literaturinstitut Biel unterrichtet, kennt sich mit der handwerklichen Seite des Schreibens bestens aus. Man könne sich aus einer solchen Situation mit einem literarischen Trick retten, meint er. «Man wechselt die Perspektive und erzählt die Szene nicht direkt, sondern lässt beispielsweise den Melk in einem Brief von Vrenelis Krise berichten.» Doch dann hätte er das Vreneli im Stich lassen müssen, und das sei nicht in Frage gekommen.

Ein Gletscher, der nicht leuchtet

Wir suchen uns einen Weg über Karrenfelder und ersteigen einen Bergrücken nach dem anderen in der Hoffnung, dahinter die Seeli glitzern zu sehen. Als wir sie endlich gefunden haben, sind sie viel kleiner, als wir sie uns vorgestellt hatten, eigentlich nur kleine Tümpel. Das Wasser schimmert fast schwarz; es ist durchzogen von hellgrünen Schlingpflanzen. Ein bisschen sei ihm zumute, als hätte das Vreneli die Seeli eben erst verlassen, meint Tim Krohn. Als sich eine Libelle aufs Wasser setzt, denken wir beide an Mariilis Hummeli. Von hier aus also schaute Vreneli so gern auf die Berge jenseits des Tals, wo Mariilis Gletscher hell in der Abendsonne leuchtete. Es ist später Nachmittag, und man sieht gar nichts leuchten – die Sonne geht nämlich hinter dem Gletscher unter. Tim Krohn nimmt es zur Kenntnis, mit leisem Bedauern zwar, doch schlimm ist es nicht. Dieser Irrtum rührt nicht an die Wahrheit des Romans. Bei

der Psychologie der Figuren dagegen dürfe man sich keinen Fehler erlauben.

Als wir wieder unten in Glarus sind, führt Tim Krohn mich zu einer Hauswand, die aus hiesigem Muschelkalk besteht. Ein kleines schwarzes Dreieck ist zu erkennen – ein versteinertes Haifischzahn. Manchmal schenken Leser ihm versteinerte Muscheln, die sie auf dem Vrenelis Gärtli gefunden haben, wo er selbst bis heute nicht gewesen ist. Zum Glück habe er beim Schreiben nicht gewusst, dass es in den Glarner Alpen Fossilien gibt. «Ich hätte es nicht ignorieren können. Aber was hätte sich das Vreneli Gedanken über ein urzeitliches Meer machen sollen?»



ENGLISCH ALS WELTSPRACHE

In **SCHWEIZERDEUTSCH 1/09** haben wir uns mit dem Vorschlag beschäftigt, Englisch in der Schweiz auch als Amtssprache einzuführen. Am Dies academicus der Universität Zürich hat sich kurz darauf Rektor Andreas Fischer, Professor für englische Sprachwissenschaft, umfassend und grundsätzlich mit der Bedeutung und der Stellung des Englischen als Weltsprache auseinandergesetzt.

«ENGLISCH IST EINE WELTSPRACHE; Englisch ist zurzeit wohl die Weltsprache par excellence. Wir wissen dies nicht nur theoretisch, wir erleben es auch ganz praktisch. Auf Reisen – vor allem ausserhalb Europas – erwarten wir, uns auf Englisch verständigen zu können; die Verkehrssprache in vielen internationalen Firmen ist Englisch; Wissenschaftler müssen in Englisch publizieren, um zur Kenntnis genommen zu werden. Englisch beschäftigt uns auch in der Schweiz: In der Deutschschweiz war bis vor kurzem noch Französisch die erste in der Schule unterrichtete Fremdsprache, heute ist es meist Englisch. Der Immersionsunterricht, bei dem Schülerinnen und Schüler einen Teil des Stoffes in einer Fremdsprache vermittelt bekommen, findet kaum auf Französisch, sondern vor allem auf Englisch statt. Und im Februar dieses Jahres wurde von einem Vorschlag berichtet, das Englische sei als fünfte (Teil-)Amtssprache neben dem Deutschen, Französischen, Italienischen und Rätoromanischen einzuführen. Das Thema beschäftigt die Öffentlichkeit und natürlich auch die Wissenschaft. Warum und wie ist Englisch zur Weltsprache geworden? Stellt Englisch eine Bedrohung für andere Sprachen dar? Gibt es Sprachen, die das Englische als Weltsprache konkurrenzieren? Sind Weltsprachen grundsätzlich etwas Gutes oder Schlechtes?»

[Die ganze Rede: Video unter www.uzh.ch. Druckfassung beim Rektorat der Universität, 8001 Zürich]

DIE RECHTSCHREIB- REFORM AUCH IN DER SCHWEIZ IN KRAFT

Seit dem 1. August 2009 ist die «neue Rechtschreibung» auch für Verwaltung und Schulen in der Schweiz verbindlich. Der Entscheid bewegt Zeitungs- und Leserbriefschreiber:

*Warum haben denn so viele Menschen Mühe mit der Reform?
Warum hat man sich nicht gleich für die Kleinschreibung entschieden?
Lösen SMS und E-Mails eine sprachliche Revolution von unten aus?*

Kompetente Antworten auf solche Fragen weiss Johannes Wyss, Präsident des Schweizerischen Vereins für Deutsche Sprache, zum Beispiel im Tages-Anzeiger vom 31.7.2009.

Tages-Anzeiger Linkes Ufer, 31.7.2009, Seite 53
johanneswyss@bluewin.ch

JA zur Mundart im Kindergarten – Wie weiter?

Thomas Ziegler und Gabi Fink

EIN AUFRUF

Silvia Jäger

Azellä Bölle schellä...

Azellä Bölle schellä, Rägerägetröpfli. Kinderreime und Verse, die seit Generationen weiter vererbt werden. Auch die heutigen Chindergärtler haben noch Freude daran. Und gehört das nicht auch zur Identität unseres kleinen Volkes? Wird der Birlischüttelnde Joggeli bald für immer verschwinden? Wie kann eine Lehrkraft aus dem Ausland unser Kulturgut weitervermitteln? Zumal unsere Sprache zunehmend germanisiert und von Anglizismen durchsetzt wird? Vielleicht werden nicht diplomierte Tanten und nicht erwerbstätige Grosi ohne Dokortitel in höherer Pädagogik doch noch wichtig!

Leserbrief Tages-Anzeiger 15. 7. 2009, Seite 15.

Die Schauspielerin **Ursula Schaeppli** übersetzt «Emil und die Detektive» ins Schweizerdeutsche und passt die Geschichte der heutigen Zeit und der hiesigen Umgebung an. Das Pflegen des Dialekts ist ihr wichtig. Sie ärgert sich darüber, dass Kinder schon im Kindergarten Hochdeutsch sprechen müssen – bevor sie fähig sind, ihre Gedanken und Gefühle in ihrer Muttersprache auszudrücken.

Zürichsee-Zeitung 5.8.2009, Seite 5.

Bekanntlich ist die Initiative «JA zur Mundart im Kindergarten» im November 2008 mit gegen 12 000 Unterschriften eingereicht worden. Nun hat sie der Regierungsrat am 15. Mai 2009 auch als vollumfänglich gültig erklärt. Es ist damit zu rechnen, dass die Bildungsdirektion einen Gegenvorschlag ausarbeitet. Dieser wird das Anliegen mit grosser Wahrscheinlichkeit aber nicht genügend abdecken. Ein Rückzug der Initiative ist deshalb – zumindest vorläufig – absolut kein Thema. Nach der Beratung im Kantonsrat wird sie spätestens am 29. September 2011 dem Volk zur Abstimmung vorgelegt werden.

Wir brauchen Unterstützung!

Das Aktionskomitee ist bestrebt, für diese Abstimmung schon jetzt gute Voraussetzungen zu schaffen. Dank vieler ehrenamtlicher Arbeit und grosszügigen Spenden ist zwar noch ein kleiner Grundstock in der Kasse des Komitees vorhanden. Die für eine erfolgreiche Volksabstimmung nötigen Aufwendungen werden aber ein Mehrfaches der Kosten der Unterschriftensammlung betragen.

Deshalb wurde das Aktionskomitee zu einem Verein «JA zur Mundart im Kindergarten» erweitert. Dieser hofft sehr auf den Beitritt vieler Freunde unserer Dialekte, gerade aus dem Kreis des Vereins Schweizerdeutsch.

Mit der Einzahlung des Jahresbeitrages (mindestens 30 Franken) auf das Konto 85-104679-6 sind Sie dabei!

Mit dem Beitritt zum Verein, der nach der Abstimmung gemäss Statuten wieder aufgelöst wird (siehe www.mundart-kindergarten.ch), gehen Sie keinerlei weitere Verpflichtungen ein, obwohl wir natürlich froh sind, wenn einzelne Mitglieder auch zur aktiven Unterstützung (z.B. durch Leserbriefe oder Animieren von Bekannten zum Vereinsbeitritt) bereit sind.

Besten Dank für Ihre finanzielle, aber auch – ebenso wichtig! – moralische Unterstützung!

Thomas Ziegler, Elgg, Kantonsrat, Mitglied des Vereins Schweizerdeutsch
Gabi Fink, Weisslingen, Kindergärtnerin

Barbara Traber **Härzchlopfe u weichi Chnöi**

Amene chaute Novämersunttig hei mer is am Bahnhof troffe, sy zäme em Quai nah gspaziert, hei üsi Gspräch wytergführt, un es isch gsi wi geng. Im Pavillon am See hei mer z Mittag ggässe, u der Pierre het sogar Wy der-zue bsteut. U win er da vis-à-vis gsässen isch, da han i wider der Chopf verlore, es isch mer heiss u chaut gsi, wi wen i Fieber hätt, un i ha o nüm dra ddänkt, dass er einisch gseit het, mir syge nume Fründe. I ha nume no der Pierre gseh u di ganzi Wäut vergässe.

Es isch früe fyschter worde a däm unvergässleche Tag, u plötzlech het er uf d Uhr gluegt u gseit, sy Zug fahri inere haub Stund, er müessi pressiere.

Er het mer no i Mantu ghulfe, u mir sy zrüg zum Bahnhof gloffe. Mir ischs gsy, wi we mys Härz mit jedem Schritt e Zäntner schwärer würd. Der Pierre het nid gfragt, wenn mer is wider chönne gseh, un i ha nid dörfe säge, dass i geng no i ne verliebt bi gsi. E Händedruck - u scho bin i eleini uf em Perron gstande, un es het mi ddünkt, es müesst mi nächstens verschrysse.

Aus «Härzchlopfe u weichi Chnöi», S. 18

Gibt's das heutzutage noch? Sind solche Gefühlerscheinungen noch möglich in der Zeit des elektronischen Umgangs mit Liebesdingen, wo Beziehungen via SMS abgebrochen oder in der Internetbörse eingefädelt werden? Die nicht so seltene modernere Wendung «Schmetterlinge im Bauch» beweist, dass gewisse Empfindungen offenbar zeitlos sind, und dass sie zum Kostbarsten im Leben gehören und immer gehört haben, ist unbestreitbar.

Auch wenn Liebesgeschichten nicht immer glücklich enden. Auch unerfüllte Sehnsucht, wilde Hoffnungen, Enttäuschungen, Verirrungen gehören dazu, wie aber auch unerwartetes Glück, Zauber ungeplanter Begegnungen, Geschenk eines ganzen Lebens. Manchmal entscheidet sich alles an einem Wort, einer Geste, einem gegenseitigen Augenblick. Erst im Rückblick fügen sich die Ereignisse richtig zusammen.

In 18 kurzen Erzählungen holt Barbara Traber diese Wirkungen und Entscheidungsstellen ins Bewusstsein, behutsam, eindringlich und ohne Ausflüchte – und ohne dass es «Fäden zieht». Ganz verschieden sind die Anlässe, Personen, Orte, Handlungen, aber alle sind so geschildert, dass vielleicht mancher Mann über die Einblicke in frauliches Empfinden sehr nachdenklich werden kann. Die Geschichten verleiten auch dazu, etwas über den Verlauf der eigenen Biographie nachzudenken und sich vom Wunder «Liebe» anrühren zu lassen.

Jürg Bleiker

Barbara Traber, Härzchlopfe u weichi Chnöi. Bärndütschi Liebesgeschichte. 2006 Licorne-Verlag Bern Langnau Murten. ISBN 3-85654-163-2. Fr. 29.-

Viktor Schobinger **Di Grooss Revoluzioon**

Dass Viktor Schobinger ein ungemein vielseitiger, produktiver und origineller Autor ist, weiss man. Aber mit seinem neusten Werk verblüfft er uns gewaltig: Eine Darstellung der Französischen Revolution in sechs Büchern auf rund 1000 Druckseiten – auf Zürichdeutsch!

Der erste Band, enthaltend die Bücher 1-3 (für die Jahre 1786-1791), liegt vor; der zweite Band mit den Büchern 4-6 (für die Jahre 1792-1794) erscheint im Oktober dieses Jahres.

«Das isch ja gschpune! Das list ja niemert!» – so äussert sich der Autor selber über das Werk. Dazu ist zu sagen: Erstens ist «gesponnen» kein schlechter handwerklicher Ausdruck für die Bewältigung dieses Riesenstoffs (eine jahrzehntelange Arbeit!) und wäre auch im abschätzigen Sinn eher ein Kompliment, denn zum Glück gibt es immer wieder Werke, die aus dem brav-gewöhnlichen Rahmen fallen! Zweitens liegt das Problem bei der Lektüre nicht bei der optischen Umsetzung des Zürichdeutschen, sondern daran, dass man das dicke Buch einfach kaum weglegen kann.

Viktor Schobinger beschreibt die Vorgänge «wie wä mer debiigsii wèèr», hauptsächlich aus der Sicht einiger Schweizer, welche unvermutet in den Sog dieser Pariser Ereignisse geraten; Hauptpersonen sind dabei der Banquier Gaspard (Chäpper) Schweizer, seine Frau Madeleine und ihre Pflgetochter Barbara (Babette) Bansi. Sie erzählen jedoch nicht aus der Froschperspektive, sondern gleichen Wanderern, welche die Bäume aufs genaueste erkennen, den Wald jedoch nicht zu überblicken vermögen. (Es erinnert an Albert Bächtold, der unvermutet mitten in die Russische Revolution geraten war.)

Die ausserordentlich detailreichen Schilderungen fesseln auf jeder Seite, auch wegen der hellwachen Beteiligung des Autors. In kürzester Zeit hat man sich in Schobingers Schreibung eingelesen. Erleichtert stellt man allerdings fest, dass das Französische in Originalschrift erscheint. Sehr fein passen die farbigen Originalbilder und der zeitgenössische Stadtplan in den Buchdeckeln zusammen; beeindruckend ist auch die praktisch druckfehlerfreie, saubere Gestaltung des Buches.

Natürlich steigen beim Lesen dauernd Fragen auf: Woher «hat» das der Autor? Was ist belegt, was ist «erfunden», welche Personen sind historisch, welche Quellen wurden da gefasst – zum Glück hat Schobinger völlig auf Anmerkungen, sei es unten an der Seite oder im Anhang, verzichtet. Aber er legt Rechenschaft über alle Fragen ab im «Büechli zum Buech», in dem alle «Hindergrundimformazioone» zu finden sind; dieses Zusatzbuch bekommt jeder Leser (resp. Käufer) der beiden Bände gratis mit dem zweiten Band abgegeben.

Jürg Bleiker

Viktor Schobinger, Di Grooss Revoluzioon, Bücher 1-3, Schobinger-Verlag Zürich 2009. ISBN 978-3-908105-31-2, Fr. 35.- ; Bücher 4-6 ebd., ISBN 978-3-908105-35-9, Fr. 45.-

Am 21. bzw. 27. Oktober 2009 wird Schobinger aus dem zweiten Band lesen, im Restaurant Öpfelchamer, Rindermarkt 12, 8001 Zürich, jeweils um 18.45 (inkl. Nachtessen; Reservation erforderlich).

Im KulturTipp des Schweizer Radios DRS hat Viktor Schobinger im Mai 2009 aus der Grosse Revoluzioon vorgelesen. Über die Webseite Radio DRS noch zu hören - www.drs.ch, Suchwort <Schobinger>.

Edward Quinter und sein Pennsilvaanisch-Deutsch

Gabriele Bruckmann

Wie tönt das nun, wenn ein waschechter Amerikaner deutsch redet? Nicht als gelernte Fremdsprache, sondern, wie er es von seinen Vätern oder Müttern, die vor Jahrhunderten ausgewandert sind, gehört hat? Da sich Edward Quinter aus Pennsilvaanien (USA) gerade in der Schweiz aufhielt, lud ihn die Gruppe Zürich zu einem Vortrag ein. Er berichtete, wie sich diese Auswanderer aus Europa samt ihrer Muttersprache in Amerika eingerichtet haben.

Also gleich mal eine erste Probe – und mischen Sie noch ein wenig englische Aussprache bei: «Die erschte Deitsche henn gsetelt in Pennsilvaani in 1683. In sellem Yaahr henn sie 's Schtettel Germantown gegrindt neegscht an Filidelfi.» Etwas Süddeutsch scheint mir drin (aus der Pfalz kamen besonders viele Auswanderer, also Vadder statt Vater, Ebbel statt Äpfel), dann die Entrundung (glee statt klein, Aage statt Aug), «allgemeine Verschwechung bei Konsona(n)ten unn offenere Vokalen» nennt es Edward Quinter (also marriye statt morgen, Gnepp statt Knopf, Lewe statt Leben, Daage statt Tage, Scheier statt Scheune).

«In sellre Zeit henn die Deitsche all ihre unnerschiddliche Dialects gschwetzt. Denn henn sie die Schprooch zammegmixt - aa mit Englisch – ass die Schprooch zimmlich gleich waar ganz iwwer Pennsilvaani in die Zeit zwischich 1785 und 1815. Sidder selli Zeit kammer saage, ass die Deitsche im neie Land «Pennsilvaanisch-Deutsch» schwetze.»

Die Sprache reduziert die Fälle, braucht kein Präteritum – wie im Schweizerdeutsch auch.

Den Einfluss des Englischen merkt man einerseits in der Aussprache, aber auch in den Strukturen, dem Wortschatz bis hin zur Wortstellung: keine Höflichkeitsform, vereinfachte Konjugation der Verben oder auch ein Englischer Plural auf -s. Edward Quinter stellte uns sein Land und seine Sprache vor, las uns Gedichte vor.

Und – haben Sie alles verstanden? Vielleicht treffen Sie auf einer Reise durch Pennsilvaanien (USA) noch Nachkommen jener Auswanderer aus der Schweiz, dem Elsass, aus Württemberg oder der Pfalz und versuchen mit Ihnen einen Schwatz auf Pennsilfaanisch Deutsch.

Hier eine Probe, Henry Lee Fischer schrieb 1879:

**E Deel Leit mache yuscht en Gschpass
Fun Pennsilfaanisch Deitsch;
Ich deet's net meinde: «Ei warum?»
Ei yuscht fer das, sie sin zu dumm -
S'isch yuscht ihr Labbichkeit;
Sie saage, s'isch fermixt, un lache;
Ei so sin all die gude Sache.**

**Es muss doch g'wiss, 'n dummer
Ochs sei,
En grosser oddere en glenner -
Net so viel wees - der Raam fun zwee,
So fun de allerbeschde Kieh,
Isch besser as fun eener;
Gel, glannter Buchwurm, du do hinne,
Kannscht nix eso in Bicher finne.**

**Es isch ken Schprooch in der Welt
Wie Pennsilfaanisch Deitsch;
Fer alli Watt kummt vum Hatz,
Un's hot meh Pfeffer, Sals un Quatz -
Verloss dich druff, es schneid;
Wann's Meedel em net will, ferschtee,
Dann saagt's es awful Wattli, NEE.**

**Un's geht em besser fun de Zung
As English, don't you see?
In English saage sie I guess,
Un ebmohls Yessiree;
Doch isch kenn Watt das schteht
in Law
Wie's Pennsilfaanisch Deitsch Watt JA.**

Vortrag im Lavaterhaus Zürich am 3. April 2009



Viktor Schobinger iliadlanäsch

«Zum Aufschreiben in schweizerdeutscher, besonders bernischer Mundart»
– eine Entgegnung auf den Beitrag von Werner Marti in der letzten Nummer

Über Dialektorthographie lässt sich endlos streiten. Die Berner Schreibweise, die Dieth-Schreibung, aber auch die «Laien»-Verschriftlicher leiten ihre Regeln von der schriftdeutschen Rechtschreibung ab. Die «Laien» schreiben gefühlsmässig, weil ihnen keine Lehrperson Dialektschreiben beigebracht hat. Die Berner halten sich möglichst nah am hochdeutschen Schriftbild. Die Dieth-Schreibung führt die Regeln der Schriftsprachenorthographie konsequent durch.

In seinem Wegweiser «Bärndütschi Schrybwys» (mit einer ausgezeichneten Einleitung in die Schriftgeschichte) schreibt Werner Marti¹:

«Denke beim Schreiben an den Leser. Überlege, ob er es auch so hört, wie du es meinst. Traue ihm nicht zu viel eigenes Urteilsvermögen zu. Es ist fraglich, ob er Deine Mundart so gut kennt, dass er die Kostbarkeiten, die Du ihm vorlegen möchtest, ohne Deine

Hilfe bei der Schreibung zu würdigen vermag.» Das kann ich unterschreiben; bei der Auslegung und bei der Anwendung komme ich jedoch zu anderen Lösungen.

Orthographie sollte meiner Meinung nach nicht auffallen. Man sollte lesen und verstehen – und nicht erst aus der Schreibung die Lautung enträtseln müssen. Zweitens sollte die Dialektschreibung nicht allzusehr vom gewohnten Schriftbild abweichen. Beide Erfordernisse erfüllt die Dieth-Schreibung weitgehend.

Greifen wir heraus, wie die Berner Schreibweise und Dieth die Schreibung der langen Vokale geregelt haben. Die Berner Schreibung zeigt die Dehnung nicht an, wenn auch die Schriftsprache dehnt (zweite Kolumne), sie zeigt sie mit Doppelschreibung an, wenn sie in der Schriftsprache geschrieben wird oder unbedingt nötig ist (dritte Kolumne), oder sie behält das schriftdeutsche Dehnungs-h bei (vierte Kolumne)²:

	Einfachschreibung	Doppelschreibung	Dehnungs - h
a	Schär	Saa , chaare (schmieren)	Bahn
ä	Bäär	ääke (quengeln)	ähnlech/lig
e	schrēg	Chlee, deere (dörren)	mehr (mehr)
y	chlȳ	–	–
i	dir (2. Sg. Dat.)	viil, hiim (heim)	ihm (3. Sg. Dat.)
o	Bröt	Boot, Moore (Mutterschwein)	Bohne
u	küre (kuren)	Muur (Mauer)	Uhr
ü	–	hüür	–
u	Spūr	Zuum (Zaum)	–
ü	Tür	düür, chüüt (könnt)	–

«Über Dialektorthographie lässt sich endlos streiten»

Die Grammatik muss Striche zu Hilfe nehmen, um die unbezeichneten Längen anzugeben, die freilich den Lesern belletristischer Druckwerke nicht zugemutet werden.

Bringen wir dieselbe Tabelle in der 1938 beschlossenen Dieth-Schreibung, die eben doch die Funktion «einer öffentlich normierten Schrift» erfüllt:

SCHREIBUNG NACH DIETH			
a	Schaar	Saa , chaare (schmieren)	Baan
ä	Bäär	ääke (quengeln)	äänlech/lig
e	schreeg	Chlee, deere (dörren)	mee (mehr)
y	chlii	–	–
i	däär (2. Sg. Dat.)	viil, hiim (heim)	im (3. Sg. Dat.)
o	Broot	Boot, Moore (Mutterschwein)	Boone
u	kuure (kuren)	Muur (Mauer)	Uur
ü	–	hüür	–
u	Schpuur	Zuum (Zaum)	–
ü	Tüür	düür, chüüt (könnt)	–

Lange Vokale werden doppelt geschrieben und gelesen – so einfach ist das. An die Dieth-Schreibung halten sich heute praktisch alle Dialektschreiber, wenn auch mit kleinen individuellen Abweichungen. Das Berndeutsche Wörterbuch muss dagegen Ausspracheangaben in Klammern ergänzen, z. B.: *Bär*

(*ää*), *schreg* (*ee*), *chly*, *chlyn* (*yy*), *Brot* (*oo*), *kurlig* (*uu*), *Tür* (*üü*), *dür* (*ü und ü*). Warum denn nicht gleich so schreiben, wie mans sagt? Wer will schon von Tavel mit dem Wörterbuch in der Hand lesen? Vergleichen wir den Anfang von v. Tavel's «Haselmuus» in den beiden Schreibweisen:

«Orthographie sollte meiner Meinung nach nicht auffallen. Man sollte lesen und verstehen – und nicht erst aus der Schreibung die Lautung enträtseln müssen.»

Bärndütschi Schrybwys

Am Soum vom vordere Bosquet z' Märchlige, wo me so schön über ds Bälpmoos ewäg d' Bärge gseht, isch e möhrigi Chrott vo mene Meitschi gsässe — muetterseelenallei. Es het e heitergrau und rosefarbgstrichlete Mousselinerock mit nere rosefarbsydige Ceintüren annegha und es glychligs Band um sy gulddige Chrusleheuel. Ja, Heuel sägen i, vowäge di Haar, wo g'glänzt hei wie gspunnes Glas, sy nid z' bändige gsi, gäb was me dra gwändet hätti.

Dieth-Schreibung

Am soum vom vordere bosquet z Määrchlige, wo me so schön über ds Bälpmoos ewäg d bäärge gseet, isch e möörigi chrott vom ene meitschi gsässe – muetterseelenallei. Es het e heitergrau und rosefarbgstrichlete musslinrock mit nere rosefarbsiidige ceintüren annegha und es glychligs band um si gulddige chruslehöiel. Ja, höiel sägen i, vowäge di haar, wo gglänzt hei wie gschpunnes glaas, sii nid z bändige gsi, gäb was me dra gwändet hätti.

Das kann auch ein Nichtberner fehlerlos in der richtigen Lautung lesen. Und Hand aufs Herz: Ist der Unterschied wirklich so gross? Merkt man beim ersten Lesen überhaupt, dass man Dieth-Schreibung liest? Der Unterschied: Die Dieth-Schreibung führt einen auf die richtige Aussprache. Wollen die Berner noch lange ihre reiche Literatur den dialektunkundigen Nichtbernern vorenthalten? Gibt man nicht Schiller und Goethe in heutiger Orthographie heraus? Warum nicht auch v. Tavel, v. Greyerz, Grunder, Gfeller, Uetz? Wie gezeigt, kann man sogar Berndeutsch nach Dieth schreiben – und manche tuns sogar. So verfasst Christian Schmid seine Beiträge im «Kleinen Bund» seit 25 Jahren nach Dieth; Reklamationen gabs bloss am Anfang.

Vor vielen Jahren erschien in der Neuen Zürcher Zeitung eine Glosse. Schüler sollen ja Französisch mit den Ohren lernen. «Wir dürfen Französisch noch

nicht schreiben», sagt ein Schüler, «aber wir können es natürlich trotzdem, z. B. Iliadlanäsch.» Vielleicht sollte man auch «Laien»-Verschriftlichern des Schweizerdeutschen die paar wenigen Schreiberegeln beibringen.

¹ Werner Marti, Berndeutsche Grammatik. Bern ²1985, Seite 34.
² a.a.O., Seite 20.

Literatur

Werner Marti, Bärndütschi Schrybwys. Ein Wegweiser zum Aufschreiben in berndeutscher Sprache. Bern ²1985 (vergriffen).

Viktor Schobinger, züritütsch läsen und schriibe, züritütschi ortografii. Züri ²2008. ISBN 978-3-908105-68-8.

Kurzanleitung für Zürichdeutsch-Schreiber

Schriib, was d ghöörsch.		
Mer schriibed d wörter soo, wie s bim langsame rede töoned.	d boone fundgrueb ooregglangger psunders schpagetti	mitpraacht raadchranz pause hèrpscht schtuune
Langi luut schriibed mer topplet, chùürzi äifach. ch und sch vertopplet mer nie, au wä mer s lang säged.	gitzi läse choche sach	riite besser wüsche tusch
Offni wokääl (sälbschtluut) händ en (fakultatiiven) akzänt.	riite lüüs muul föön	wiirt/wiirt fùürche/füürche wùürscht/wuurscht nööchscht/nööchscht
Mer unterschäided vier e-luut. (ubetoont)	e è ä e hell fèrtig häsch flüschtere	see hèèrz gääł en maa
Mer unterschäided äi vo ei.	mäi räie zäiche	frei gheie scheiche
Me cha (au fakultatiiv) öi und öi unterschäide.	nöi öis	höi fröie
D binde-n und -r hänkned mer a s vorder wort ane, ooni bindeschtrich.	ich han en gsee den alten esel am en aabig	der ascht der alte frau
Aposchtrööff bruuched mer ekäi.	d frau s mäitli er hät s gsäit hol s äntli	
Mer schriibed ales chlii, bis uf d nämen und bis uf s eerscht wort im ene satz.	d schtadt Züri de hère Landolt Er isch choo.	

«EWIGI LIEBI»

Auch das «Musical mit den grössten Mundarthits» von Roman Riklin und Dominik Flaschka hat seine definitiv allerletzte Prolongation noch nicht hinter sich. Am 18. September 2009 startet es in der Maag MusicHall Zürich in seine Zugabe-Saison. „Eine Viertelmillion Tickets“ wurden in den ersten drei Spielzeiten verkauft. **SCHWEIZERDEUTSCH** bereitet eine Analyse dieser Erfolgsgeschichte und ihrer Mundarthits vor.

«Bienvenue chez les Ch'tis» «Willkommen bei den Sch'tis»

Der «hinreissend quirlige» Film von Dany Boon in der trefflichen Synchronisation von Beate Klöckner und Tanja Frank läuft tatsächlich immer noch - seit mehr als einem Jahr auch in Zürich: eine «herzerfrischende Komödie» und - ein sprachsoziologisches Lehrstück für Dialektkontakte.

NEUE ZÜRICHDEUTSCH-KURSE

unter der Leitung von Nelly Agazzi-Glättli und mit dem Lehrmittel *Züritüütsch verstaat – Züritüütsch rede* von Renate Egli-Wildi beginnen diesen Herbst in Zürich. Nähere Angaben auf der dritten Umschlagseite.

DAS NEUE ZÜRICHDEUTSCHE WÖRTERBUCH

Das Zürichdeutsche Wörterbuch von Albert Weber und Jacques Bächtold erschien 1961 in erster und 1983 in einer überarbeiteten dritten Auflage. Diesen Herbst nun wird die von Heinz Gallmann besorgte neue Fassung fertig. Der Autor stellt sie am 13. Oktober 2009 um 19.30 Uhr im Lavaterhaus an der Peterhofstatt in Zürich vor. **SCHWEIZERDEUTSCH** wird es in der nächsten Nummer vorstellen und würdigen.

KÄTHLE, MusicSTAR

Katharina Michel oder Käthle, MusiStar 2009 aus Brienz, hat sich den Sieg im grossen Wettbewerb nicht zuletzt mit ihren Mundarttexten geholt. Ein Interview mit ihr haben wir schon angekündigt, haben es aber verschoben, weil wir damit die Reihe von «Sprachgesprächen» eröffnen, die in der nächsten Nummer beginnt.

100 JAHRE DIALEKTOLOGISCHE TONAUFNAHMEN

Das Phonogrammarchiv der Universität Zürich wird heuer hundertjährig und trägt seinen etwas verstaubten Namen deshalb, weil es 1909 nach dem Vorbild und mit Unterstützung des Phonogrammarchivs der Österreichischen Akademie der Wissenschaften zu Wien gegründet wurde. Die ersten Aufnahmen, die seit 2002 in digitalisierter Form wieder abspielbar sind, wurden mit einem Edison-Phonographen in die Wachsschicht der damaligen Tonträger geschnitten. Aus Anlass des Jubiläums zeigt das Phonogrammarchiv vom 7. September an im Lichthof der Universität eine frei zugängliche Ausstellung mit Hörproben aus seinen Aufnahmereihen.

DAS KREUZWORTRÄTSEL

Des Rätsels Lösungen 1/09

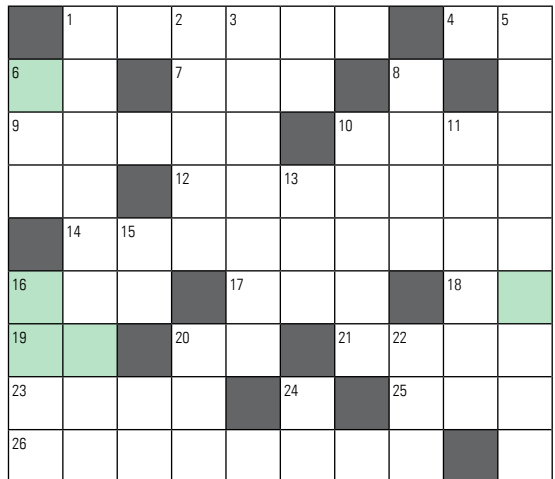
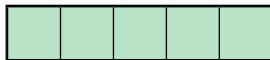
waagrecht 1 INLAND 2 WERLEN 8 LAMM 9 AA 10 LU
11 GAENG 14 SPELLING 15 FINN 16 OLTEN 18 ES 19
MAUERSPALT 22 OASE 23 ION 24 SAERGE

senkrecht 1 ILL (III) 2 NAUSIKAA 3 AMME 4 DI-
GLOSSIE 6 BANGE 7 TAG 12 AIL 13 ENTLANG 15
FAMOS 17 NOTO 18 ER 20 US 21 POR

Lösungswort DIALEKT

Lösungswort

(in Leserichtung)



waagrecht

- 1 ich bin nicht krank, ich bin ...
- 4 findet sich unten auf den Stichen eines deutschen Malers (†1528)
- 6 Gold aus Frankreich
- 7 «und darum wird beim Happy ... im Film gewöhnlich abgeblendet» (Tucholsky)
- 9 sein Happybett, das ist ein Nagelbrett
- 10 iss was gar ist, trink was klar ist, red was ... ist
- 12 bei aller Wahrheitsliebe: irren ist ... (selbst für den Lateiner)
- 14 reinigender Prozess, z. B. in der griechischen Tragödie
- 16 jeder kann einen Käse erzählen, aber keiner kann Käse machen ohne ...
- 17 das soll auf japanisch ein bellendes Haustier sein
- 18 Bestandteil vieler Städtenamen in der westlichen Welt
- 19 französisches Pronomen
- 20 Achtung! Eine Sache mit kurzem Namen, aber großer Sprengkraft
- 21 in Italien sind es tausende
- 23 lang ersehnte Heimat jenes listenreichen Mannes (rechterhand ausnahmsweise etwas wolkenverhangen)
- 25 spanischer Held, verewigt von Corneille
- 26 stürzt von der hohen, steilen Felswand

senkrecht

- 1 scharfes oberes Ende der Lägeren
- 2 altes, vergessenes Synonym: sie ‚siebt‘ den Tee ab
- 3 so sei seine Seele, sagt der Psalmist (42,6)
- 5 Stadt in Hessen, Literaturstadt, verleiht den Ricarda-Huch-Preis
- 6 und das nicht selten
- 8 im Märchen oft der naive, aber erfolgreiche Simpel
- 10 drängende Frage, mit der auch eine Brahms-Motette anhebt
- 11 wie eine bescheidene Behausung in Obwalden genannt wird
- 13 ein Pronomen, das meine selbstbewusste Frau prinzipiell meidet
- 15 wichtiges kleines Wort im Eisenbahnverkehr
- 16 in ihm wohnen Geist und Seele
- 20 was will sich denn verstecken dort hinter ... und Hecken?
- 22 ein wichtiges neues Wörtlein für die zweijährige Babette
- 24 und ein entscheidendes Wort in der Ehe

monopati

s woort monopati lauft der wie ouzo de hals ab und dirékt grad uf s zwèrchfëll. di iihëimische säged s und di düütschen und di ënglische turische – es bruuched s z griecheland all, das woort. mono wil mer hinderenand lauft, und pati (pátos: wëëg/tritt/pfaad) chönnti bedüüte, dass mer de bode gspüüri under de pfoote.



kardamili, peloponnes

bi öis säged mer ne wëëgli, oder wèëgli, z ëngland ghëißed s *footpath*, z itaalie *sentiero* oder *mulattiere*, und d santiago-pilger, die laufed uf em *camino*. miir lachtet s hëèrz bis a d füëß abe, wënn i uf ëine vo dene saumpfaad chume, wo mi so schön schmiegssam im gländ es stuck wiit füert. mängsmaal sind s sogar na pfläschteret, ein stëi am andere, und s gstrüpp cha nöd iewachse und ëim d bëi verstëche. öpper hät daa emaal en summer lang gschafft – für choscht und loschi, nimm i aa – und hät e gueti aarbet gmacht, mängs hundert jaar hät si ghebet.

hüt händ s au z griecheland töffli und offrouder, und für die chönd s die *monopati* nüme bruuche. si händ theereti straaßen in hang ie gfrèeset, quèèr über die wëëg ie, dass mer s dänn chuüm mee findt äne draa. aber iez chömed ebe d turische, und für die tuet mer s daa und deet wider i d oornig mache. deet wo s früener druff d esel tribe händ, lönd s hüt di fremde laufe, und iez chunt de peter rosegger na rëcht über. dè hät nämli scho vor hundert jaar gschribè: «wënn d lüüt emaal gnueg händ vo all dem faaren und riiten und glëiten und flüüge, dänn fanged s wider aa z fueß gaa. mer setzt eis bëi vor s ander, ëimal s rëchti, dänn s linggi, und immer wiiter esoo, bis mer deet isch.»

übrigens: s woort *wëëg* seig verwandt mit *bewege*.
edgar euel

warum er klein schreibe,

fragten wir edgar euel, und er antwortete: gegen die schönen bemalten initialen auf den klösterlichen manuskripten hätte er eigentlich gar nichts. aber wo hat das hingeführt! nach jedem punkt so ein angeber aus einer andern schrift. und als dann luther damit begann, den HErrn aus reverenz mit etwas großem auszuzeichnen – was ist erst daraus geworden! heute tragen auch <dreck> und <gülle> dieses attribut. als ob substantive an sich schon etwas erhabeneres wären. um nun das alles zu regeln, brauchts im duden nicht weniger als 12 spalten. dabei könnt ihr mich doch bestens verstehen. *liberté!* wer den brauch mitmachen will, bitte... ich bin für *égalité*. keine hervorhebungen, keine orden. im übrigen: sprache sei zunächst rede.

ABONNEMENT

SCHWEIZERDEUTSCH
Zeitschrift für Sprache in der deutschen Schweiz

SCHWEIZERDEUTSCH kann bezogen werden

- im Jahresabonnement (3 Hefte) für 27 Franken, erstmals für 2010
Heft 3/09 wird als weitere Probenummer geliefert
Bestellung bei Susanne Rufener, Hertigässli 49, 3800 Matten (Talon unten)
Telefon 033 822 46 49 Mail: rufener.07@bluewin.ch
- als Mitglied eines Zweigvereins
Diese Abonnemente sind im Mitgliederbeitrag inbegriffen.
Kontaktadressen auf der Umschlagseite gegenüber.

Talon einsenden an Susanne Rufener, Hertigässli 49, 3800 Matten

SCHWEIZERDEUTSCH

BESTELLUNG

Jahresabonnement 2010 für 27 Franken
(Heft 3/09 inbegriffen)

Heft 3/09 als weitere Probenummer

NAME

ADRESSE

TELEFON

MAIL

DATUM